

Pera-Blätter

Orient-Institut Istanbul

Heft 31

2016

Copyright



Das Digitalisat wird Ihnen von perspectivia.net, der Online-Publikationsplattform der Max Weber Stiftung – Deutsche Geisteswissenschaftliche Institute im Ausland, zur Verfügung gestellt. Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

Thyssen Lectures III

The Great War Beyond National Perspectives
Ulusal Perspektiflerin Ötesinde Harb-ı Umumî



Oliver Janz

Der Erste Weltkrieg
als globaler Krieg



Oliver Janz ist Professor für Neuere Geschichte an der Freien Universität Berlin und hat Gastprofessuren in Bern, Trient und Rom bekleidet. Er ist editor-in-chief von *1914-1918-online. International Encyclopedia of the First World War* und leitet das europäische Verbundprojekt *Making War, Mapping Europe*. Seine Schwerpunkte in Lehre und Forschung sind die neuere Geschichte Italiens, der Erste Weltkrieg und die Geschichte von Nation, Religion, Bürgertum und Familie in Europa im langen 19. Jahrhundert. Zu seinen Veröffentlichungen zählen: *Bürger besonderer Art. Evangelische Pfarrer in Preußen 1850-1914* (1994), *Zentralismus und Föderalismus im 19. und 20. Jahrhundert. Deutschland und Italien im Vergleich* (2000), *Transnationale Geschichte* (2006), *La morte per la patria. La celebrazione dei caduti dal Risorgimento alla Repubblica* (2008), *Das symbolische Kapital der Trauer. Nation, Religion und Familie im italienischen Gefallenenkult des Ersten Weltkriegs* (2009), *Dolce Vita? Das Bild der italienischen Migranten in Deutschland* (2011), *14. Der große Krieg* (2013) und *Gender History in a Transnational Perspective* (2014).

financially supported by

Pera-Blätter 31

Oliver Janz

Der Erste Weltkrieg
als globaler Krieg

Dieser Aufsatz ist unter folgender Adresse online verfügbar:

Bu eserin Türkçe versiyonunu internetten ulaşabilirsiniz

<http://www.oiist.org/?q=de/node/33>

© 2016

Erscheinungsort: Bonn

Herausgeber: Max Weber Stiftung – Deutsche Geisteswissenschaftliche
Institute im Ausland, Bonn

Redaktion: Orient-Institut Istanbul (Dr. Zaur Gasimov)

ISSN (online): 2192-5291

ISSN (Print): 2192- 6816

Cover Design: Dorothea Nold

Oliver Janz

Der Erste Weltkrieg als globaler Krieg

Der Begriff des ‚Weltkriegs‘ ist lange nicht ernst genommen worden. Für die Zeitgenossen bedeutete er meist nur ‚großer Krieg‘, Krieg zwischen den großen europäischen Weltmächten.¹ Diese eurozentrische Sicht haben die Historiker des Ersten Weltkriegs von den Zeitgenossen übernommen. Ihr Blick auf den Krieg war daher lange auf Europa, meist sogar nur West- und Mitteleuropa, verengt. Die Beteiligung außereuropäischer Staaten und Regionen geriet dadurch im europäischen Bewusstsein weitgehend in Vergessenheit. Die Globalhistoriker haben sich bisher mit wenigen Ausnahmen nur wenig für den Ersten Weltkrieg interessiert. Im gegenwärtig erscheinenden, von Akira Iriye und Jürgen Osterhammel herausgegebenen Handbuch der Globalgeschichte ist kein Kapitel oder auch nur Unterkapitel dem Ersten Weltkrieg gewidmet, auch wenn der Band, der die Zeit 1870–1945 behandelt, den Titel „Weltmärkte und Weltkriege“ trägt.² Die weltumspannende Dimension des Ersten Weltkrieges ist von den First World War Studies erst in den letzten Jahren in den Blick

1 Hew Strachan, *Der Erste Weltkrieg* (München 2004), 96; Ders., „The First World War as a Global War“, *First World War Studies* 1 (2010), 3–14, hier 5; Stig Förster, „Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg“, Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009), 242–248.

2 Emily S. Rosenberg (Hg.), *1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege* (München 2012).

genommen worden.³ Ob der Erste Weltkrieg ein globaler Krieg war, was ihn dazu machte, ist dabei aber erst ansatzweise geklärt worden.⁴ Die Antwort hängt, wie so oft, von den Begriffen und ihren Definitionen ab. Was macht einen Krieg zum Weltkrieg? Sind es die außereuropäischen Kriegsschauplätze? Sind es die globale Vernetzung regionaler Konflikte und die Beteiligung außereuropäischer Staaten? Oder sind es vor allem seine globalen Folgen?

Außereuropäische Schauplätze des Krieges

Für Richard F. Hamilton und Holger H. Herwig liegt ein Weltkrieg vor, wenn mindestens fünf größere Mächte beteiligt sind und es auf mindestens zwei Kontinenten zu Kampfhandlungen kommt.⁵ Danach war der Erste Weltkrieg ohne Zweifel ein Weltkrieg, denn gekämpft wurde in Afrika, im Nahen und Mittleren Osten, in Ostasien, im pazifischen Raum und auf den Weltmeeren. Schon die Kämpfe in Afrika machen den Krieg nach dieser Definition zu einem Weltkrieg.⁶ Deutschland verfügte hier nur über bescheidene Truppenkontingente. Diese waren von ihren Nachschubwegen infolge der alliierten Seehoheit weitgehend abgeschnitten. Dennoch haben sich die Kämpfe hier bis 1918 hingezogen. Das lag vor allem an der

3 Überblickte zu einzelnen Regionen und Themen finden sich in Jay Winter (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, 3 Bände (Cambridge 2014); John Horne (Hg.), *A Companion to World War I* (Oxford 2010); Ute Daniel, Peter Gatrell, Oliver Janz, Heather Jones, Jennifer Keene, Alan Kramer, Bill Nasson (Hgg.), 1914–1918-online. *International Encyclopedia of the First World War*, issued by Freie Universität Berlin 2014-10-08 (<http://encyclopedia.1914-1918-online.net>). Hier auch ausführliche Literaturhinweise, auf die ich im Folgenden weitgehend verzichte.

4 Oliver Janz, 14 – Der große Krieg (Frankfurt/Main 2013), 133–136.

5 Richard F. Hamilton, Holger H. Herwig, „World Wars: Definitions and Causes“, dies. (Hgg.), *The Origins of World War I* (Oxford 2003), 1–44, hier 2.

6 Zum Folgenden insgesamt: Edward Paice, *World War I: The African Front* (New York 2008); Bill Nasson, *Springbocks on the Somme. South Africa in the Great War 1914–1918* (Johannesburg 2007); David Killingray, „The War in Africa“, Horne (Hg.), *Companion*, 112–126; Jürgen Zimmerer, „Kolonialkrieg“, Hirschfeld u.a. (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 617–620.

Entscheidung der Briten, die Eroberung der deutschen Kolonien ausschließlich mit lokalen Truppen zu bewerkstelligen. Schnelle Erfolge haben die Alliierten nur in Togo erzielt, wo die kleine deutsche Schutztruppe schon Ende August kapituliert. Die Eroberung Kameruns, an der sich neben britischen und französischen Truppen auch belgische Einheiten aus dem Kongo beteiligten, band bereits sehr viel mehr Kräfte und zog sich bis Februar 1916 hin.

Die Einnahme Deutsch-Südwestafrikas sollte durch die Südafrikanische Union erfolgen, deren Regierung ein ‚Greater South Africa anstrebte‘ und daher auf das Ansinnen Londons bereitwillig einging. Auch sie zog sich jedoch länger hin als geplant. Das lag nicht zuletzt daran, dass der Krieg gegen die deutschen Nachbarn selbst in Teilen der weißen Bevölkerung wenig populär war, vor allem bei den ‚Alt-Buren‘, die ihrer Unabhängigkeit hinterher trauerten und keine Neigung hatten, gegen die deutschen Kolonisten in Südwest zu kämpfen, die sie noch vor wenigen Jahren im Burenkrieg unterstützt hatten. So kam es zu Aufständen in der Armee, deren Niederschlagung mehr Opfer kostete als der Feldzug gegen die Deutschen, der im Sommer 1915 erfolgreich beendet wurde. Eine Besonderheit des Krieges in Südwest war, dass er weitgehend zwischen Weißen ausgetragen wurde, weil die schwarze Bevölkerung dort nach dem Vernichtungskrieg gegen die Herero und Name bereits weitgehend dezimiert war und Schwarze in Südafrika aus rassenpolitischen Gründen nur als Arbeiter für die Armee rekrutiert wurden.

Am längsten und verlustreichsten war der Krieg um Deutsch-Ostafrika, der größten deutschen Kolonie. Er wies an sich schon globale Züge auf, denn in ihm kamen nicht nur Kolonialtruppen der Briten und Belgier aus anderen Teilen Afrikas, sondern auch Einheiten aus Indien zum Einsatz. Seit 1916 waren auch starke weiße Verbände aus Südafrika beteiligt, am Ende auch portugiesische Einheiten aus Mozambik. Die deutsche Schutztruppe hielt über Jahre hinweg einer er-

drückenden alliierten Übermacht stand. Das beruhte vor allem darauf, dass Lettow-Vorbeck auf Guerilla-Taktiken setzte. Dennoch lief seine Strategie, beträchtliche Kräfte des Gegners für längere Zeit an der Peripherie zu binden, letztlich ins Leere, denn die Kolonialtruppen der Alliierten, die jahrelang in Afrika gegen die Deutschen kämpften, wären wahrscheinlich niemals in Europa eingesetzt worden. Das gilt auch für die südafrikanischen Verbände.

Dennoch kann der Krieg in Ostafrika nicht einfach als Nebenschauplatz abgetan werden, wie dies häufig geschehen ist. Zwar war die Zahl der eingesetzten Soldaten mit rund 200.000 Mann begrenzt, ebenso wie ihre tödlichen Verluste, die sich auf etwa 23.000 Mann beliefen, weniger als an einzelnen Tagen an der Westfront gefallen sind. Die Folgen des Krieges für Ostafrika waren jedoch verheerend. Das lag vor allem daran, dass er als Bewegungskrieg in einem Gebiet von großer Ausdehnung geführt wurde, in dem es kaum Straßen und Eisenbahnlinien gab. Da Packtiere für Krankheiten anfällig waren, setzten beide Seiten in großem Stil Einheimische als Hilfskräfte und Träger ein. Insgesamt wurden zehnmal mehr Träger als Soldaten eingesetzt, was oft übersehen wird. Allein die Briten haben in Kenia, Rhodesien, Malawi, dem Kongo, Mosambik und Deutsch-Ostafrika mindestens eine Million Träger für den Feldzug rekrutiert. Die belgische Force Publique setzte neben 20.000 Soldaten 250.000 Träger ein.

Diese Zwangsrekrutierung junger Männer hatte fatale Folgen für die Wirtschaft der gesamten Region, aber auch für die Träger selbst. Denn diese wurden nur unzureichend versorgt und erkrankten daher oft. Vor allem in der letzten Phase des Krieges sanken ihre Kalorienrationen dramatisch. Die Todesrate unter ihnen lag viel höher als unter den Soldaten und entsprach etwa der an der Westfront. Allein von den auf britischer Seite eingesetzten Trägern sind über 100.000 während des Feldzugs gestorben. 45.000 von ihnen stammten aus Ke-

nia, wo sie ein Achtel der erwachsenen männlichen Bevölkerung ausmachten.

Auch sonst wurde die Zivilbevölkerung der Region schwer in Mitleidenschaft gezogen. Infolge der fehlenden Infrastruktur und der chronischen Nachschubprobleme mussten sich die Truppen beider Seiten auf ihren Märschen zum großen Teil aus dem Land versorgen. So wurde die einheimische Bevölkerung auch durch Requisitionen und Plünderungen belastet, die ihre Lebensgrundlagen zerstörten. Hungersnöte und Seuchen waren die Folge. Am härtesten hat der Krieg Deutsch-Ostafrika getroffen. Genaue Statistiken fehlen. Schätzungen gehen aber davon aus, dass in der Kolonie bis Kriegsende rund 650.000 Menschen infolge des Krieges ums Leben kamen, fast ein Zehntel der Einwohner, die Opfer der bei Kriegsende einsetzenden Spanischen Grippe noch nicht mitgerechnet.

Die Beteiligung außereuropäischer Mächte

Folgt man der Definition von Hamilton und Herwig, war der Erste Weltkrieg schon deshalb ein Weltkrieg, weil der Krieg zwischen den europäischen Mächten auch außerhalb Europas ausgetragen wurde, im Fall von Afrika vor allem mit ihren kolonialen Hilfstruppen. Solche Kriege hatte es allerdings auch schon in früheren Zeiten gegeben. Nach Hamilton und Herwig war der Erste Weltkrieg daher auch nicht der erste, sondern der siebte Weltkrieg nach einer ganz Reihe von Kriegen wie dem Siebenjährigen Krieg oder den napoleonischen Kriegen, die alle auch außerhalb Europas ausgetragen wurden.⁷ Diese Definition ist offenkundig zu weit, um die Besonderheit moderner Weltkriege zu erfassen. Sie besteht vor allem darin, dass sich in ihnen regionale Konflikte an europäische Kernkonflikte andockten und zu einem globalen Gesche-

7 Hamilton, Herwig, „World Wars“, 3f.

hen vernetzten und dass sich im Zuge dieser Ausweitung auch souveräne außereuropäische Mächte an ihnen beteiligten.⁸ Dies war in größerem Umfang erst im Ersten Weltkrieg der Fall. Dieser ist daher der erste wirklich globale Krieg der Weltgeschichte.

Vor allem die intensiven Bemühungen beider Seiten um weitere Bündnispartner führten schnell dazu, dass sich der Krieg ausweitete. Um weitere Staaten zum Kriegseintritt zu bewegen, mussten Zugeständnisse an sie gemacht werden. So wurden immer mehr regionale Konflikte an den Krieg ange-dockt, die mit dem zentralen Geschehen wenig zu tun hatten.⁹ Diese Dynamik lässt sich nicht nur im Fall von Italien, Bulgarien, Rumänien oder Portugal, sondern auch von Japan, China und dem Osmanischen Reich beobachten. Sie alle versuchten, den europäischen Kernkonflikt auszunutzen. Dem Osmanische Reich und China ging es vor allem darum, dem weiteren Machtgewinn ihrer starken Nachbarn Russland und Japan vorzubeugen, verlorene Territorien und Souveränität wieder-zugewinnen und internationale Gleichberechtigung zu erlan-gen.¹⁰ Das Osmanische Reich verfolgte daneben auch expan-sive Kriegsziele, vor allem im Kaukasus und Mittelasien.¹¹ Für den jungen japanischen Imperialismus war der Krieg die willkommene Gelegenheit, um zur dominanten Macht in Ost-asien aufzusteigen und weiter zu expandieren.¹² Aber auch Australien und Südafrika nutzten den Krieg für eigene Ziele,

8 Förster, Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg, 243.

9 Strachan, The First World War as a Global War, 10ff.

10 Guoqi Xu, China and the Great War. China's Pursuit of a New National Identity and Internationalization (Cambridge 2005); Ders., „The Great War and China's Military Expedition Plan“, Journal of Military History 72 (2008), 105–140.

11 Mustafa Aksakal, The Ottoman Road to War: The Ottoman Empire and the First World War (Cambridge 2008).

12 Frederick R. Dickinson, War and National Reinvention: Japan in the Great War (Boston/Mass. 2010), 35.

zu Expansion und Souveränitätsgewinn und heizten ihn durch ihren ‚Subimperialismus‘ weiter an.

Zu einer weiteren Ausweitung des Krieges kam es auch dadurch, dass Deutschland die Verbindungswege des Gegners durch einen globalen Seekrieg zu stören versuchte. Der unbeschränkte U-Boot-Einsatz hat entscheidend, wenn auch nicht allein, zum Kriegseintritt der USA beigetragen und in ihrem Gefolge auch zu dem zahlreicher lateinamerikanischer Staaten, zumal es sich nun kaum noch ein Staat leisten konnte, abseits zu stehen, da sich deutlich abzeichnete, dass die Welt am Tisch der Sieger neu geordnet werden würde.

Doch zunächst war es vor allem der Kriegseintritt des Osmanischen Reichs, der den Krieg über Europa hinaus ausweitete. Der Krieg wurde nun in den Kaukasus, nach Mesopotamien, Persien, den Sinai und Arabien getragen. Das hatte beträchtliche Auswirkungen auf den Krieg in Europa, denn die osmanische Armee, die über eine Million Soldaten mobilisierte, band starke russische und britische Kräfte. Die Folgen für die Region waren dramatisch und wirken bis heute nach.¹³ Der gesamte Nahe und Mittlere Osten wurde in Brand gesetzt. Es kam zu Völkermord und Deportationen in bisher völlig unbekanntem Ausmaß. Die Zivilbevölkerung Kleinasiens wurde durch Hungersnöte und Epidemien schwer dezimiert. Über ein Drittel der zivilen Opfer des Ersten Weltkrieges entfallen auf diese Region. Am Ende kamen weitere Vertreibungen und ein großangelegter Bevölkerungsaustausch hinzu, der die über 2000-jährige Geschichte der Griechen in Kleinasien beendete. So hat der Krieg die demographischen, ethnischen und sozialen Strukturen der Region tiefgreifend umgewälzt, von den politischen Verhältnissen ganz zu schweigen. Bezieht man den Nahen und Mittleren Osten ein, relativieren sich überdies konventionelle Periodisierungen. Aus der Sicht dieser Region ist der Erste Weltkrieg nur Teil eines umfassenderen Kon-

13 Erik Jan Zürcher, „What Was Different About the Ottoman War?“ *Pera Blätter* 27 (Bonn 2014).

fliktgeschehens, das mit dem italienisch-osmanischen Krieg von 1911 einsetzt und bis zum griechisch-türkischen Krieg reicht, der mit dem Frieden von Lausanne 1923 beendet wurde. Ein ähnliches Argument lässt sich für Osteuropa äußern, wo der Erste Weltkrieg nahtlos in den russischen Bürgerkrieg übergeht, der erst 1922 endete.

Die Kolonialimperien

Ein globaler Krieg war der Erste Weltkrieg aber auch deshalb, weil Frankreich und Großbritannien von Beginn an in großem Stil auf die ökonomischen und humanen Ressourcen ihrer Kolonialimperien zurückgriffen.¹⁴ Diese waren 1914 größer als jemals zuvor und umfassten ein Viertel der Weltbevölkerung, 440 Millionen Menschen, von denen 90% auf das britische Weltreich entfielen. Frankreich rekrutierte 550.000 Mann in seinen Kolonien, von denen 440.000 in Europa zum Einsatz kamen. In Indien wurden 1,3 Millionen Soldaten mobilisiert, von denen über 800.000 außerhalb des Subkontinents eingesetzt wurden. Ein großer Teil der britischen Truppen, die in Europa und auf anderen Kriegsschauplätzen wie dem Nahen und Mittleren Osten kämpften, stammten aus Australien, Neuseeland, Kanada und Südafrika. Die Dominions stellten 1,2 Millionen Soldaten, von denen 900.000 in Europa zum Einsatz kamen. Darüber hinaus setzten Briten und Franzosen auch in beträchtlichem Umfang Arbeitskräfte aus ihren Kolonien und aus China in Europa und anderswo ein.

Die Dominions unterstützten die Kriegsanstrengungen des Mutterlandes von Anfang an in beträchtlichem Umfang. Kanada lieferte zahlreiche Rüstungsgüter und stellte 458.000 Soldaten. Fast 60.000 Kanadier fielen, über 170.000 wurden

14 Einen guten Überblick zu diesem Thema bieten: Robert Aldrich, Christopher Hilliard, „The French and British Empires“, Horne (Hg.), Companion, 524–539.

verwundet. Neuseeland stellte 112.000 Mann, mehr als ein Zehntel seiner gesamten Bevölkerung. 40 Prozent der Männer im Alter zwischen 25 und 40 Jahren nahmen am Krieg teil, mehr als die Hälfte davon verlor ihr Leben oder wurde verwundet. Australien, das 1914 vier Millionen Einwohner hatte, stellte 332.000 Mann, etwa die Hälfte aller wehrfähigen Männer. Von ihnen kamen 60.000 im Krieg ums Leben, weitere 167.000 wurden verwundet. Die australische Verlustquote war mit 68 Prozent die höchste aller Armeen des Britischen Empire. Südafrika mobilisierte 136.000 Soldaten, die vorwiegend gegen die deutschen Kolonien in Afrika eingesetzt wurden, zu einem Teil aber auch an der Westfront. Schwarze Südafrikaner waren vom Kriegsdienst ausgeschlossen, über 40.000 von ihnen kamen jedoch in Frankreich als Arbeitskräfte zum Einsatz. Insgesamt beteiligten sich die Dominions mit 1,2 Million Soldaten am Krieg, eine beträchtliche Unterstützung für die sechs Millionen Soldaten, die während des Krieges in Großbritannien und Irland ausgehoben wurden. Die Dominions stellten einen ähnlich hohen Anteil ihrer wehrfähigen Männer wie Großbritannien (53 Prozent) und auch die Quote ihrer Gefallenen stand der des Mutterlands (12 Prozent) in nichts nach. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich der Erste Weltkrieg tief in das kollektive Gedächtnis dieser Gesellschaften eingeschrieben hat.

Die Rekrutierung der Soldaten erfolgte zunächst wie im Mutterland auf freiwilliger Basis. Das Reservoir der Freiwilligen war jedoch bald ausgeschöpft. Nach der Einführung der Wehrpflicht in Großbritannien wurde diese daher auch in Neuseeland (1916) und Kanada (1917) eingeführt. In Kanada kam es zu heftigen Debatten über die Wehrpflicht, ebenso wie in Australien, wo ihre Einführung 1916 und 1917 in zwei Referenden scheiterte.

Die Kontingente der Dominions waren zunächst voll in die britischen Streitkräfte eingegliedert und wurden auch von britischen Generälen befehligt. Im Laufe des Krieges wurden

diese durch eigene Kommandeure ersetzt. Die Kontingente wurden immer mehr zu eigenständigen Streitkräften. Auch politisch wurden die Dominions durch den Krieg deutlich selbstständiger. Unter Lloyd George entstanden eine ganze Reihe von imperialen Gremien, in denen die Premierminister der Dominions einbezogen wurden, was sie erheblich aufwertete. Sie forderten, als „autonomous nations of an Imperial Commonwealth“ anerkannt zu werden. Dies bezog sich auch auf ihre Außenpolitik, die bis dahin in der Zuständigkeit Londons lag. Westminster konnte sich diesen Forderungen immer weniger widersetzen, je länger der Krieg dauerte. So wurde den Dominions schließlich eine „adequate voice in foreign policy“ eingeräumt. Dieser Souveränitätsgewinn fand nach dem Ende der Kämpfe seinen sichtbaren Ausdruck darin, dass die Dominions bei den Friedensverhandlungen mit selbständigen Delegationen vertreten waren. Insgesamt hat der Krieg die Nationsbildung und Eigenständigkeit der Dominions also deutlich vorangetrieben, zumal sie der Krieg mit Mythen und symbolischen Orten wie Gallipoli versorgte, die bis heute zum Kernbestand ihrer nationalen Erinnerungskultur zählen. Kein Land der Welt gibt gegenwärtig für die Feiern zur Erinnerung an den Weltkrieg mehr Geld aus als Australien.

Aber auch aus anderen Teilen des Empire kamen Soldaten und Arbeitskräfte, vor allem aus Indien. Ursprünglich plante London, indische Soldaten nur in begrenztem Umfang einzusetzen, um sein Kolonialregime auf dem Subkontinent nicht zu schwächen. Vorgesehen war vor allem ein Einsatz in Ägypten, damit die dort stationierten britischen Truppen nach Frankreich verlegt werden konnten. Doch angesichts der prekären Lage an der Westfront wurden seit Anfang 1915 indische Einheiten auch in Frankreich eingesetzt. Das nach Europa verschiffte Armeekorps umfasste vier Divisionen und bestand aus 28.500 Indern und 16.000 britischen Soldaten. Zwei Divisionen wurden nach hohen Verlusten Ende des Jahres wieder aus Europa abgezogen. Zum Einsatz kamen die indischen

Truppen nun vor allem in Mesopotamien, aber auch in Palästina, Ostafrika, in Gallipoli, auf der arabischen Halbinsel und am Persischen Golf. Insgesamt mobilisierten die Briten in Indien 1,3 Millionen Mann, von denen 827.000 auch eingesetzt wurden. Das waren mehr Soldaten als Serbien oder Rumänien in den Kampf geschickt hat. 60.000 indische Soldaten kamen im Krieg ums Leben, deutlich mehr Gefallene als Belgien zu beklagen hatte. Indien lieferte darüber hinaus Hilfsgüter in beträchtlichem Umfang.

Auch in Indien verstärkte der Krieg die Bestrebungen, die auf mehr Autonomie und Selbstverwaltung zielten. Der von Hindus dominierte Indische Nationalkongress und die Muslimliga forderten „Home Rule“ nach dem Vorbild der Dominions. 1916 verabschiedeten sie ein gemeinsames Programm, das Reformen forderte, die der einheimischen Bevölkerung eine Mehrheit in den Vertretungsorganen sichern sollten. In der britischen Indienpolitik kam es zunehmend zu einem Umdenken, zumal sich der hohe Steuerdruck und der Preisanstieg infolge der Kontributionen negativ auf die wirtschaftliche Lage auswirkten. Die Revolution in Russland und die prekäre militärische Lage der Entente spielten den indischen Autonomiebestrebungen in die Hände. Am 20. August 1917 erklärte Indienminister Edwin Montagu vor dem Unterhaus die graduelle Entwicklung der Selbstverwaltung und Selbstregierung Indiens zum Ziel der britischen Politik. Dieses Versprechen wurde 1919 teilweise umgesetzt. Ein Teil der Lokalverwaltung ging nun in indische Hände über. So hat der Krieg insgesamt zu einer Politisierung der einheimischen Eliten und Intellektuellen geführt und zum Eintritt vieler Inder in Provinzpolitik und Verwaltung. Er war damit ohne Zweifel eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Selbstständigkeit. Darüber hinaus gehende Reformen und Konzessionen blieben freilich aus. So wurde die Forderung des Nationalkongresses nach einer eigenständigen Vertretung Indiens auf der Friedenskonferenz von den Briten nicht erfüllt. Und auch das Programm Wil-

sons, das um Demokratie und nationale Selbstbestimmung kreiste und auf dem Subkontinent starke Hoffnungen erzeugt hatte, blieb ein leeres Versprechen, was in Indien erhebliche Enttäuschung auslöste, ähnlich wie in Ägypten und Korea.¹⁵

Auch Frankreich rekrutierte in großem Stil indigene Truppen in seinen Kolonien. Von den 550.000 Soldaten kamen 438.000 in Europa oder dem Nahen Osten zum Einsatz. Die Kolonialtruppen machten über fünf Prozent der französischen Streitkräfte aus. Sie kamen vor allem aus Nord- und Westafrika, aber auch aus Indochina, Madagaskar und Somalia. Die Kolonialsoldaten waren vielfältiger Diskriminierung ausgesetzt. Ihre Aufstiegschancen in der französischen Armee waren begrenzt. Das galt vor allem für die Soldaten aus Schwarzafrika. Einige Historiker vertreten die Ansicht, die Kolonialtruppen seien besonders häufig in gefährliche Einsätze geschickt und als Kanonenfutter gebraucht worden. Dies ist umstritten. Die Verluste der Kolonialtruppen (87.000 Gefallene, 240.000 Verwundete) lagen nur geringfügig über dem französischen Durchschnitt. Angesichts der Tatsache, dass viele Einheiten wegen der hohen Krankheitsanfälligkeit der Soldaten aus Übersee in den Wintermonaten nach Südfrankreich verlegt werden mussten und daher kürzer eingesetzt wurden als andere Truppenteile, erlitten die Kolonialtruppen jedoch relativ hohe Verluste.

Frankreich rekrutierte nicht nur Soldaten, sondern auch rund 220.000 Arbeiter aus seinen Kolonien in Übersee, um sie in der Industrie oder Landwirtschaft einzusetzen. Die meisten von ihnen kamen aus Algerien und Indochina. Auch in China wurden Arbeitskräfte angeworben, von Frankreich wie von Großbritannien. Sie wurden zum großen Teil direkt an der Front eingesetzt. Nicht wenige der 140.000 Chinesen kamen

15 Erez Manela, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism* (Oxford 2007); Ders., „Imagining Woodrow Wilson in Asia. Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919“, *American Historical Review* 111 (2006), 1327–1351.

dabei ums Leben.¹⁶ Die Arbeiter aus dem kolonialen Raum stellten eine wichtige Ergänzung der 230.000 Arbeitsmigranten dar, die aus dem neutralen Spanien nach Frankreich kamen. Ein großer Teil der Arbeitskräfte aus den Kolonien konzentrierte sich in Paris, in Marseille und anderen Hafenstädten. Sie wurden dort streng von der Polizei überwacht, um Revolten vorzubeugen. Viele beschwerten sich über niedrige Löhne und harte Arbeitsbedingungen. Manche scheinen das Leben in den französischen Städten jedoch auch genossen zu haben, obwohl Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung nicht ausblieben. Die Gewerkschaften waren über die Anwerbung nicht begeistert. Französische Arbeiter und Soldaten befürchteten, dass ihnen die Arbeiter aus Übersee die Arbeit und die Frauen wegnähmen. So kam es vor allem in den letzten beiden Kriegsjahren auch zu Ausschreitungen gegen sie oder gegen Kolonialsoldaten, die sich auf Fronturlaub befanden.

Der Krieg hat die französischen Kolonien stärker in Mitleidenschaft gezogen als die der Briten, was nicht zuletzt daran lag, dass sie nicht so groß und bevölkerungsreich wie die britischen und daher größerem Druck ausgesetzt wurden. Der Krieg hat die französische Kolonialherrschaft daher auch stärker destabilisiert. Die bürokratische Infrastruktur wurde durch die Einberufung vieler Kolonialbeamter geschwächt. Die Unterbrechung des Handels mit Deutschland führte zu wirtschaftlichen Schäden, vor allem in Marokko und Tahiti. Durch die massive Steigerung der staatlichen Nachfrage kam es zu einer Verteuerung und Verknappung von Lebensmitteln und anderen Gütern. Das traf vor allem die indigene Bevölkerung, die auch unter höheren Steuern und Abgaben zu leiden hatte. Hunger und Epidemien waren die Folge. Verschärfte Zensur, Überwachung und Propaganda konnten nicht verhin-

16 Guoqi Xu, *Strangers on the Western Front. Chinese Workers in the Great War* (Cambridge 2011).

dern, dass die Unzufriedenheit rasch wuchs. So kam es während des Krieges zu zahlreichen Revolten in Westafrika, Algerien, Marokko, Neukaledonien und Indochina. Die größte von ihnen war der Grande-Rivière-Aufstand in Westafrika 1915/16, der sich neun Monate hinzog und 160.000 Menschen und 500 Ortschaften erfasste. Er wurde mit aller Härte niedergeschlagen, wobei mehrere tausend Menschen ums Leben kamen.

Diese Revolten waren vor allem Reaktionen auf den zunehmenden Einsatz von Zwang bei der Rekrutierung von Soldaten. 1917 wurde in den französischen Kolonien in Afrika die Wehrpflicht eingeführt, obwohl die Einheimischen fast durchweg keine Bürger, sondern nur Untertanen Frankreichs und damit weitgehend rechtlos waren. Daraufhin flohen viele kriegstaugliche Männer in die portugiesischen oder britischen Nachbarkolonien. Die Härte der französischen Rekrutierungsmethoden stieß nicht nur bei der einheimischen Bevölkerung auf Kritik, sondern selbst bei dem hohen französischen Kolonialbeamten Joost van Vollenhoven, dem früheren Gouverneur von Indochina, der im Mai 1917 Gouverneur von Französisch-Westafrika wurde. Er widersetzte sich mit großem Nachdruck den neuen Aushebungen, die vom Kolonialministerium unter André Maginot verordnet worden waren. Darüber kam es auch zu einer direkten Auseinandersetzung mit Ministerpräsident Clemenceau, der sich im Dezember auf Maginots Seite geschlagen hatte. Van Vollenhoven reichte daraufhin seinen Abschied ein und kehrte als einfacher Hauptmann an die Front zurück, wo er im Juli 1918 im Kampf sein Leben ließ.

Die Revolten destabilisierten die französische Kolonialherrschaft, aber sie bedrohten sie nicht in ihren Grundfesten, denn sie zielten nicht auf ihre Abschaffung, sondern auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen und das Ende der Aushebungen. Es gab jedoch personelle Kontinuitätslinien zwischen diesen Revolten und den späteren nationalen Befrei-

ungsbewegungen, etwa in Madagaskar oder in Tunesien. In den Bergen Marokkos kam es schon 1921 zu einem Aufstand der Rifkabylen und nach militärischen Erfolgen auch zur Ausrufung einer eigenständigen Republik. Dem konnte erst einige Jahre später mit einem großangelegten Einsatz der französischen Armee unter General Philippe Pétain ein Ende gemacht werden.

Auch in den französischen Kolonien regte sich die Hoffnung, dass ihre Beteiligung am Krieg zu einer Veränderung ihres Status und zu mehr Rechten für ihre Einwohner führen werde. Solche Erwartungen wurden etwa von Blaise Diagne formuliert, dem ersten Schwarzen in der französischen Nationalversammlung, der dort seit 1914 sein Heimatland, den Senegal, vertrat. 1917 kam es zu einer „Kolonialkonferenz“ in Paris, auf der diese Fragen diskutiert wurden. Doch die Ergebnisse blieben mager. Zwar konnten Soldaten aus den Kolonien nun unter bestimmten Bedingungen französische Bürger werden. In der Praxis ist es jedoch nur relativ selten zur Verleihung des Bürgerrechts an Veteranen gekommen. Ehemalige Soldaten wurden von der kolonialen Arbeitspflicht ausgenommen und erhielten das Recht auf Pensionen, die denen französischer Veteranen entsprachen. Auch sollten sie wie ihre französischen Kameraden bei der Vergabe von Arbeitsstellen bevorzugt werden. Doch all dies wurde oft nicht in die Tat umgesetzt.

Weitergehende politische Forderungen wie die nach Einführung von Selbstverwaltung blieben bis zum Ende der französischen Kolonialherrschaft unerfüllt. Auch in dieser Hinsicht fiel die Bilanz des Krieges für die französischen Kolonien also deutlich negativer aus als etwa für Indien. Wilsons 14-Punkte-Programm und die Oktoberrevolution beflügelten jedoch auch hier die Opposition gegen den Kolonialismus. Im Februar 1919 fand in Paris der erste Pan-Afrikanische Kongress statt, der von Blaise Diagne und dem afroamerikanischen Bürgerrechtler William Edward Du Bois geleitet wurde

und eine Petition an die gleichzeitig tagende Friedenskonferenz richtete, in dem Selbstverwaltung für die Afrikaner gefordert wurde, wenn auch mit dem einschränkenden Zusatz „so schnell es ihre Entwicklung erlaubt“. Auch in Indochina regten sich Hoffnungen auf mehr Mitsprache. Ho Chi Minh, der damals einen Verein der vietnamesischen Arbeiter in Frankreich leitete, publizierte im Juni 1918 eine Petition, in der er für Indochina mehr Selbstbestimmung und eine Vertretung im französischen Parlament forderte. Von Unabhängigkeit war auch hier noch nicht die Rede.

Unter den indigenen Eliten und Intellektuellen hat der Krieg ohne Zweifel zu einem antikolonialen Politisierungsschub geführt. Dies ist auch in China, in Korea oder Ägypten zu beobachten. Ob dies auch für die einfachen Soldaten aus den britischen und französischen Kolonien gilt, ist angesichts der gegenwärtigen Forschungs- und Quellenlage nicht eindeutig zu beantworten. Vieles deutet auf ambivalente Erfahrungen und Haltungen hin. Bei den Soldaten und Arbeiter aus den französischen Kolonien entwickelten sich vielfach Ressentiments gegen Frankreich, weil sie sich ausgebeutet oder als Kanonenfutter missbraucht sahen. Viele waren aber auch stolz auf die eigene Leistung, auf Auszeichnungen und Beförderungen und die damit verbundene Teilhabe, auch wenn diese dann hinter den Erwartungen oft zurückblieb. Viele Kolonialsoldaten entwickelten ein positives Bild von Frankreich. Ihnen erschienen die Franzosen in ihrem eigenen, vom Feind bedrohten und teilweise besetzten Land deutlich weniger hochmütig als die Kolonialbeamten und Siedler in den Kolonien. Auch die Disziplin in der Armee wurde oft als gerechter und weniger willkürlich erfahren als das oft brutale Regime in Übersee. Hinzu kam, dass die Männer aus den Kolonien nun erkannten, dass es auch in Frankreich arme und unterdrückte Menschen gab und dass das Land eine Klassengesellschaft war. Es gab nicht nur Spannungen, sondern auch Kameradschaft mit den einfachen französischen Soldaten. Der

Durchhaltewillen der Bevölkerung und die Tapferkeit der französischen Soldaten wurden oft bewundert. Der Mythos von der Unbesiegbarkeit und Unfehlbarkeit des weißen Mannes löste sich jedoch bei vielen auf.¹⁷

Noch positiver waren die Erfahrungen und Eindrücke der indischen Soldaten, die in Frankreich zum Einsatz kamen oder in englischen Lazaretten versorgt wurden.¹⁸ Zwar litten sie, wie andere Soldaten auch, unter vielfachen Entbehrungen, wobei hinzukam, dass sie in vorderster Front meist ihre religiösen Speisevorschriften nicht einhalten konnten. Der Dienst in Europa war jedoch deutlich beliebter als der in Mesopotamien oder Persien und erhöhte in der Regel das Prestige der Soldaten in ihrer Heimat. Der Kulturkontakt mit Franzosen und Briten führte oft zu einem positiven Bild von Europa und zu Vergleichen, bei der das eigene Heimatland schlecht abschneidet. In manchen Fällen kam es sogar zu einer sehr weitgehenden Akkulturation bis hin zu Partnerschaften und Ehen mit französischen Frauen. Positiv gesehen wurde vor allem der hohe Bildungsstand, der als Grund für den größeren Wohlstand galt. Auch die hohe Produktivität der Landwirtschaft, der Fleiß der Bevölkerung und ihre Sparsamkeit wurden hervorgehoben. An Indien wurden dagegen oft die hohen und unproduktiven Ausgaben für religiöse Zeremonien wie Hochzeiten und Beerdigungen kritisiert. Dies führte auch häufig zu entsprechenden Ratschlägen an die Familien daheim. Diese wiederum äußerten nicht selten die Befürchtung, dass die Soldaten die Bindung an ihre Religion und ihr Heimatland verlieren könnten, was offenbar nicht völlig unbegründet war. Politische Themen spielen eine geringe Rolle. Die Vorstellung, dass sich Indien durch den Kriegseinsatz das Recht auf größere politische Selbstständigkeit und Selbstbestimmung

17 Aldrich, Hilliard, *The French and British Empires*, 534 f.

18 Zum Folgenden: David Omissi, „Europe Through Indian Eyes: Indian Soldiers Encounter England and France, 1914–1918“, *English Historical Review* 122 (2007), 371–396.

erworben habe, findet sich selten, was allerdings auch eine Folge der Briefzensur gewesen sein könnte. Keine Zensur der Welt konnte die Soldaten jedoch zu Loyalitätsbekundungen gegenüber der britischen Krone zwingen, die relativ häufig in den Briefen vorkamen, vor allem im Zusammenhang mit Besuchen des Königs oder seiner Familienmitglieder an der Front oder in Krankenhäusern.

Diese indischen Quellen bestätigen die gängigen Annahmen über die politischen Auswirkungen des Weltkriegs im kolonialen Raum nicht. Diese gehen meist davon aus, dass der Krieg das Prestige der Europäer in den Kolonien beschädigt habe. Das jahrelange sinnlose Morden sei als Selbstzerstörung Europas und tiefe Krise der europäischen Zivilisation empfunden worden und habe in aller Welt zu einem Schub an antikolonialem und antieuropäischem Selbstbewusstsein geführt. Für die Intelligenz und die Eliten, die oft in Europa studiert hatten, mag diese gelten, ganz gleich ob in Japan, Indien, China oder Lateinamerika. Die Soldaten aus den Kolonien scheinen diese Haltungen jedoch nicht immer geteilt haben. Im Gegenteil: Im Fall der indischen Soldaten aus dem Punjab hat der Kriegseinsatz die Bindungen an das Empire und das positive Bild von Europa möglicherweise sogar gefestigt.

Der Erste Weltkrieg als globaler Wirtschaftskrieg

Über Sieg oder Niederlage entschieden im Ersten Weltkrieg nicht nur die unterschiedlichen demographischen und ökonomischen Potenziale der beteiligten Mächte, sondern auch die unterschiedliche Position der beiden Seiten im globalen Wirtschaftskrieg. Die Mittelmächte wurden durch die britische Seeblockade von den Weltmärkten weitgehend abgeschnitten und ihre internationalen Handelsbeziehungen durch den Krieg viel stärker gestört als die der Entente. Sie mussten daher ihre Wirtschaft radikaler umstellen, wenn sie die Versorgung mit

kriegswichtigen Gütern und Lebensmitteln sicherstellen wollten. Der U-Boot-Krieg zwang jedoch auch Frankreich, Großbritannien und Italien zu einer dirigistischen Konzentration der heimischen Ressourcen auf kriegswichtige Branchen und zur Reglementierung der Importe, zumal Frankreich wichtige Industrieviere durch die deutsche Besetzung des Nordostens verloren hatte.

Die Westalliierten waren dabei auf allen Feldern der kriegswirtschaftlichen Organisation aufs Ganze gesehen erfolgreicher als die Mittelmächte: Bei der Erhöhung der Rüstungsproduktion und ihrer Versorgung mit Rohstoffen, bei der Kriegsfinanzierung und auch bei der Lebensmittelversorgung, obwohl gerade Großbritannien wegen seiner geringen landwirtschaftlichen Produktion besonders verwundbar war. Dies ist vor allem auf die konsequente Ausnutzung ihrer globalen Marktmacht zurückzuführen.¹⁹ Zwar entwickelten die Deutschen zahlreiche Ersatzstoffe für kriegswichtige Materialien, etwa Aluminium für Kupfer oder synthetisches Ammoniak für Salpeter, das für die Düngemittel- und Sprengstoffproduktion gebraucht wurde. Die Rohstoffe und Lebensmittel wurden zunehmend rationiert und bewirtschaftet. Doch letztlich blieben den von den Weltmärkten abgeschnittenen Mittelmächten nichts anderes übrig, als den zunehmenden Mangel zu verwalten.

Auch in Großbritannien wurden kriegswichtige Güter staatlich bewirtschaftet und rationiert. Das begann bei den Eisenbahnen, die auf der Insel noch weitgehend in privaten Händen waren, und dehnte sich 1916 auf die Stahlproduktion und 1917 auf die Kohleförderung aus. Ab August 1917 wurde der private Kohleverbrauch wie in Deutschland und Frankreich rationiert. Der Schlüssel für den Erfolg der Alliierten war jedoch nicht, dass sie ihre begrenzten heimischen Res-

19 Zum Folgenden insgesamt: Theo Balderston, „Industrial Mobilization and War Economics“, Horne (Hg.), *Companion*, 217–233.

sourcen staatlicher Kontrolle unterwarfen, sondern massiv in die internationalen Märkte eingriffen und dort strategische Rohstoffe, Lebensmittel und Güter aller Art in großem Stil aufkauften. Das britische Munitionsministerium stieg auf diese Weise zum größten Handelskonzern der Welt mit einem Jahresumsatz von mehreren Hundert Million Pfund auf. Durch den Einsatz der geballten Marktmacht des Staates konnte der private Wettbewerb weitgehend ausgeschaltet und die Preise in einem erträglichen Rahmen gehalten werden. Dabei kooperierten die Briten zunehmend mit ihren Verbündeten, um einen unnötigen Wettbewerb zwischen den Staaten der Entente zu vermeiden. 1915 wurde die amerikanische Privatbank J.P. Morgan zum gemeinsamen Einkaufsagenten in den USA ernannt. Sie sorgte auch dafür, dass Deutschland an der Wall Street von der Kreditvergabe ausgeschlossen wurde. Der Kriegseintritt der USA dagegen löste die britischen Finanzierungsprobleme. Im April 1917 verfügte Großbritannien gerade noch über so viele Sicherheiten, um drei Wochen lang Waren in den USA zu ordern.²⁰ Nach dem Kriegseintritt der USA wurden die Finanzierungsengpässe Großbritanniens rasch behoben, da die amerikanische Regierung nun staatliche Garantien und Kredite vergab.

Mit dem Kriegseintritt der USA machte die Kontrolle der globalen Märkte durch interalliierte Gremien weitere Fortschritte. Sie war deshalb so erfolgreich, weil es außerhalb der Entente kaum Märkte gab, auf denen die Rohstoffproduzenten ihre Waren hätten verkaufen können. Die Importe konnten überdies leicht kontrolliert werden, weil sie über wenige Häfen, vor allem in Großbritannien und Frankreich, liefen. Hinzu kam, dass die Alliierten den internationalen Schiffsverkehr und auch das maritime Versicherungswesen dominierten, dessen Fäden in London zusammenliefen. Schon 1913 befanden sich sechzig Prozent der globalen Schiffskapazitäten in

20 David Stevenson, *Cataclysm. The First World War as a Political Tragedy* (New York 2004), 186.

britischer Hand. Über ihr globales Netz von Kohlestationen, auf das alle angewiesen waren, konnten die Briten überdies Druck auf den Schiffsverkehr der Neutralen ausüben. Auch das hat die Kontrolle des Welthandels erleichtert.²¹

Ähnliches lässt sich auch für die Versorgung mit Arbeitskräften sagen, die wegen der Einberufungen überall knapp wurden. Die Deutschen setzten zunehmend Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten ein. Die Franzosen dagegen konnten auf Arbeiter aus ihren Kolonien und China zurückgreifen, aber auch aus Spanien. Am wichtigsten aber war, dass die Mächte der Entente weiter über Zugang zu den globalen Finanzmärkten verfügten, die Mittelmächte dagegen von ihnen ausgeschlossen wurden. Die Briten erhielten Kredite in New York, Russen, Franzosen und Italiener in London. Der Erste Weltkrieg stellte also keineswegs den Beginn einer Phase wirtschaftlicher De-Globalisierung dar, wie oft behauptet worden ist. Die Weltwirtschaft, die sich im 19. Jahrhundert immer stärker intensiviert und verflochten hatte, wurde im Ersten Weltkrieg nicht zerstört, sondern nur reorganisiert und gegen die Mittelmächte mobilisiert und zwar von den Zentren her, in denen auch bisher ihre Fäden zusammenge²²laufen waren.

Globale Auswirkungen des Krieges: Japan

Schon in wirtschaftlicher Hinsicht hatte der Erste Weltkrieg deshalb tiefgreifende Auswirkungen auch auf neutrale Länder und auf Weltregionen, in denen nicht oder kaum gekämpft wurde. Japan war vor 1914 zur regionalen Großmacht in Ostasien aufgestiegen. Dabei war das Land, das sich im 19. Jahr-

21 Balderston, „Industrial Mobilization“, 226 f.

22 Adam Tooze, Ted Fertik, „The World Economy and the Great War“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 214–238.

hundert allen Kolonialisierungsversuchen westlicher Mächte erfolgreich widersetzt hatte, selbst zur Kolonialmacht geworden. Nach dem Sieg über China 1895 waren Taiwan und Südsachalin und nach dem gewonnenen Krieg gegen Russland 1905 Korea unter japanische Herrschaft gekommen. Auch verfügte das Land 1914 bereits über die mit Abstand stärkste Flotte in der Region. Sie bestand aus vierzehn Schiffen, darunter die 1912 fertiggestellte Kongo, die als das größte und am stärksten bewaffnete Kriegsschiff der Welt galt.

Der Große Krieg, der die europäischen Mächte absorbierte, war für Japan eine willkommene Gelegenheit, seine Stellung in Ostasien weiter auszubauen und sein junges Imperium zu arrondieren. Ein Gesuch der Briten um Hilfe bei der Verfolgung des deutschen Ostasiengeschwaders wurde von der japanischen Führung weit ausgelegt und ohne Zögern genutzt, um in den Krieg gegen Deutschland einzutreten. Ende August nahmen japanische Truppen nach einer mehrwöchigen Belagerung von Tsingtao unter geringen Verlusten das deutsche Pachtgebiet an der chinesischen Küste ein. In den folgenden Wochen besetzten die Japaner auch die größten Teile der deutschen Kolonien im nördlichen Pazifik, die Marianen, die Karolinen- und Marschall-Inseln. Auch im folgenden Jahr nutzte Japan das kriegsbedingte Machtvakuum in Ostasien weiter aus und setzte gegen das von inneren Konflikten geschwächte China unter Protest der Briten und Amerikaner weitreichende Forderungen durch. Am Krieg in Europa hat sich Japan dagegen militärisch nicht beteiligt, von der Entsendung eines kleinen Flottengeschwaders ins Mittelmeer 1917, das nicht in Kämpfe verwickelt wurde, einmal abgesehen. Insgesamt hat wohl keine der am Ersten Weltkrieg beteiligten Mächte in diesem mit so geringem Aufwand so viel erreicht wie Japan. Größer angelegt war erst die japanische Sibirien-Intervention im russischen Bürgerkrieg, die bis 1922 anhielt und etwa 5.000 japanischen Soldaten das Leben kostete.

Auch wirtschaftlich hat es vom Ersten Weltkrieg stark profitiert. Durch die China aufgezwungenen Verträge erhielt es Zugang zu wichtigen Rohstoffen wie Kohle und Erz. Der Krieg eröffnete aber auch neue Absatzmärkte, besonders dort, wo die Europäer als Lieferanten von Konsumgütern ausfielen. Die Verbündeten wurden überdies mit kriegswichtigen Gütern beliefert. Für die Industrie, den Handel und den Finanzmarkt des Landes markierte der Krieg daher einen Wendepunkt. Industrialisierung und Urbanisierung machten rasch weitere Fortschritte. Dies führte aber auch zu verschärften sozialen Konflikten und steigenden Preisen, die sich 1918 in Unruhen entluden.

Japan nahm zudem, auch wenn das Land militärisch kaum in den Konflikt involviert war, über die Medien intensiv am Krieg teil.²³ Diese erreichten infolge technischer Neuerungen nun auch in Japan ein Massenpublikum. Dessen Interesse am Krieg brach mit dem Ende der Kampfhandlungen in Ostasien im November 1914 offenbar keineswegs ab. So brachten die Zeitungshäuser und Verlage über die ganze Dauer des Krieges hinweg eine Fülle von Artikeln, Sonderheften und Sachbüchern über den fernen Krieg auf den Markt, die oft populär gehalten und reich mit großformatigen Fotografien illustriert waren. Dabei rückten mit der Zeit immer mehr der Kriegesalltag und das Leben an der ‚Heimatfront‘ in den betroffenen Gesellschaften in den Vordergrund.

Das Beispiel zeigt, dass der große Krieg ein globales Medienereignis war und einen weltweiten Erfahrungsraum konstituierte, der auch Länder wie Japan erfasste, wenn auch nur indirekt und über die Medien vermittelt. Diese vermittelte Form der Kriegserfahrung war keineswegs folgenlos, denn sie

23 Zum Folgenden insgesamt: Jan Schmidt, „Der Erste Weltkrieg als vermittelte Kriegserfahrung in Japan. Mediale Aneignungen und Studien durch Militär und Ministerialbürokratie“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 239–265.

interagierte in Japan mit der systematischen Kriegsbeobachtung durch zahlreiche Think Tanks. Sie wurden noch während des Krieges vom Militär, den Ministerien, aber auch großen Unternehmen und anderen Organisationen gegründet, um aus dem Krieg der anderen zu lernen, vor allem im Hinblick auf den nächsten eigenen Krieg, der angesichts wachsender Spannungen mit den USA bereits während des Ersten Weltkriegs in wichtigen Teilen der politischen Klasse des Landes zunehmend als unvermeidlich angesehen wurde. Aus dem großen Laboratorium, das der Krieg für sie darstellte, zogen die Beobachter und Experten der verschiedenen Stäbe in Japan vor allem die Lehre, dass der Weltkrieg zur Mobilisierung ganzer Gesellschaften und Volkswirtschaften führte. Das deckte sich mit dem Bild, das die Medien von diesem Krieg zeichneten, und schlug sich in politischen Diskursen und Empfehlungen an die Entscheidungsträger nieder, die auf staatliche Planung und ‚Social Engineering‘, die stärkere Mobilisierung von Konsens und eine Steigerung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und militärischen Effizienz des Landes zielten. Vor dem Hintergrund dieser Kriegsstudien wurde 1918 das Bildungssystem nach US-amerikanischen Vorbild reformiert, um mehr Chancengleichheit zu erreichen. Es kam aber auch zu einem Gesetz, das dem Militär in zukünftigen Kriegen weitreichende Befugnisse bei der Mobilisierung der Wirtschaft und der Sicherung von Rüstungsgütern, Rohstoffen, Lebensmitteln und Arbeitskräften einräumte und den Grundstein für ein weitläufiges militärisch-industrielles Planungs-wesen legte, das bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Bestand hatte.

Globale Auswirkungen des Krieges: Lateinamerika

Ein weiteres Beispiel für die globalen Folgen des Krieges ist Lateinamerika, das sich am Krieg militärisch kaum beteiligte, auch wenn viele Länder der Region im Gefolge der USA in

den Krieg eintraten.²⁴ Eine der wichtigsten Folgen für Lateinamerika ergab sich daraus, dass sich durch den Krieg in Europa die globalen Kräfteverhältnisse veränderten. So wie Japan in Ostasien und im Pazifik mehr Handlungsfreiheit erhielt, so galt dies für die USA in der westlichen Hemisphäre. Als Schutz- und Polizeimacht hatten sich die USA in politisch-militärischer Hinsicht vor allem in Zentralamerika und der Karibik bereits vor dem Krieg fest etabliert. Das strategische Interesse der USA an ihrem so genannten „Hinterhof“ stieg mit der Eröffnung des Panamakanals am 15. August 1914 noch weiter an. Mit dem Argument des Schutzes des Kanals vor den Übergriffen der Kriegsparteien und angesichts des kriegsbedingten Ausfalls der Europäer konnten die Vereinigten Staaten ihren Anspruch als Hegemonialmacht der gesamten westlichen Hemisphäre nun offener und offensiver vertreten. So besetzten U.S. Marines 1915 Haiti, 1916 die Dominikanische Republik und 1917 Kuba. In diesen Staaten dauerte die US-amerikanische Präsenz weit über das Kriegsende hinaus an. Das galt auch für Nicaragua, wo die US-Amerikaner bereits 1912 einmarschiert waren. 1917, wenige Tage vor dem Kriegseintritt, kauften die Vereinigten Staaten die dänischen Jungferninseln. Auf friedlichem Weg war die US-Regierung unter Woodrow Wilson darüber hinaus darum bemüht, das seit den 1890er-Jahren geschaffene lose panamerikanische System aus wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen unter US-amerikanischer Führung auszubauen.

Einschneidend waren auch die wirtschaftlichen Folgen des Krieges in der Region. Für Lateinamerika brachte die Blocka-

24 Zum Folgenden insgesamt: Stefan Rinke, „Ein Drama der gesamten Menschheit“. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 287–307; Ders., *Im Sog der Katastrophe. Lateinamerika und der Erste Weltkrieg* (Frankfurt/Main 2015); Olivier Compagnon, 1914–1918: The Death Throes of Civilization. The Elites of Latin America Face the First World War, in: Jenny MacLeod, Pierre Purseigle (Hgg.), *Uncovered Fields. Perspectives in First World War Studies* (Leiden 2004), 279–296; Olivier Compagnon, *L’adieu à l’Europe. L’Amérique latine e la Grande Guerra: Argentine et Brésil* (Paris 2013).

de die Unterbrechung der freien Handelsbeziehungen nach Europa und damit zu den für viele Länder der Region noch immer wichtigsten oder zweitwichtigsten Märkten. So waren etwa Lebensmittel nach den völkerrechtlichen Bestimmungen „eingeschränkte Konterbande“. Dies bedeutete, dass die britische Regierung von Fall zu Fall entschied, ob bestimmte Waren zu beschlagnahmen waren oder nicht. Ab November 1914 fiel auch Kaffee darunter, da, wie der costa-ricanische Gesandte in London feststellte, die großen deutschen Kaffeehändler vor allem in Guatemala und Venezuela getroffen werden sollten. Dies schuf Probleme für alle lateinamerikanischen Kaffeeexporteure. Die Proteste der amerikanischen Neutralen inklusive der Vereinigten Staaten gegen diese und ähnliche Maßnahmen verhallten jedoch ungehört.

Gezwungenermaßen mussten die Lateinamerikaner im Lauf des Kriegs ihre Geschäfte auf die Alliierten und auch einseitig auf die Ausfuhr kriegswichtiger Rohstoffe ausrichten. Diese Umstellung bereitete dem meist von wenigen oder gar nur einem einzigen Produkt abhängigen Exportsektor der lateinamerikanischen Länder massive Probleme. Hinzu kam, dass der Kapitalzufluss aus Europa zu einem abrupten Ende kam. Außerdem sanken die Importe überall so stark, dass Versorgungskrisen nicht ausblieben. Im Ersten Weltkrieg zeigte sich stärker denn je die Krisenanfälligkeit und Abhängigkeit der lateinamerikanischen Volkswirtschaften von Europa. Insgesamt betonten die Kommentare der führenden Politiker und der Presse immer wieder die Einbindung in einen globalen Kontext, der wenig Spielraum ließ.

Im Laufe des Jahres 1915 kam es jedoch im Exportsektor in einzelnen Ländern zu einer Erholung. Da die Preise der für die Alliierten kriegswichtigen Rohstoffe stiegen und die Einfuhren weit unter Vorkriegsniveau blieben, ergaben sich sogar vielfach positive Handelsbilanzen. Zinn aus Bolivien, Salpeter und Kupfer aus Chile und Peru, Weizen aus Argentinien, Fleisch aus Uruguay oder Zucker aus Kuba zählten zu den

stark nachgefragten Produkten. In einigen Ländern wirkte die Importkrise außerdem stimulierend auf die Importsubstituierung durch Industrialisierung und das vor allem dort, wo es bereits vor dem Krieg Ansätze dazu gegeben hatte.

Dennoch brachte der Krieg Probleme für die Arbeiterschaft in vielen Ländern der Region. Der Preisanstieg nahm in den Städten phasenweise erschreckende Ausmaße an, da auch Güter des Grundbedarfs wie etwa Brennstoffe zu den Importgütern zählten, die nun ausblieben. Auch die Preise für Lebensmittel schossen in die Höhe, wobei sogar Grundnahrungsmittel betroffen waren. Nicht ohne Grund beklagte die Presse den um sich greifenden Wucher und die Spekulation, die zu diesen Fehlentwicklungen beitrugen. Diese Entwicklungen sowie die wachsende Inflation, sinkende Reallöhne und phasenweise Massenarbeitslosigkeit führten vielerorts zum Anstieg von sozialen Spannungen, die sich jedoch aufgrund der Schwäche der Arbeiterbewegung vor 1917 kaum in größeren Streikaktionen niederschlug.

Eine der wichtigsten Folgen des Krieges war, dass sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Stellung der USA in der Region massiv verstärkte. Schon früh regte sich die Befürchtung, die Region könne wegen des Ausfalls Europas zur „Kriegsbeute“ der Nordamerikaner werden. Manche Zeitungen in Mexiko und Argentinien sagten schon im September 1914 eine regelrechte „kommerzielle Conquista“ voraus. In der Tat sahen die US-amerikanischen Unternehmen große Chancen durch den europäischen Krieg nicht zuletzt auch angesichts der Verbesserung der Reisemöglichkeiten durch den Panamakanal. Für zahlreiche Länder der Region wurden die Vereinigten Staaten im Krieg und durch den Krieg zum wichtigsten Außenhandelspartner und zur einzigen noch offenen Quelle von ausländischem Kapital.

So konnten sich denn auch viele lateinamerikanische Staaten dem Sog nicht entziehen, der vom Kriegseintritt der USA im April 1917 ausging. Allerdings entsprachen die Lateiname-

rikaner den Erwartungen der USA keineswegs in vollem Umfang, und es ergaben sich regionale Unterschiede. Die unter der US-amerikanischen militärischen und wirtschaftlichen Kontrolle stehenden Staaten Kuba und Panama erklärten Deutschland prompt ebenfalls den Krieg. Guatemala, Honduras, Nicaragua, die Dominikanische Republik und Haiti brachen zunächst die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich ab und erklärten erst im Lauf des Jahres 1918 den Krieg. Dies galt auch für Costa Rica, wo die 1917 durch einen Umsturz an die Macht gekommene Regierung Federico Tinocos hoffte, auf diese Weise die diplomatische Anerkennung durch die Vereinigten Staaten zu erlangen. Nur El Salvador, dessen Regierung über die US-amerikanische Vermittlung in der Grenzfrage mit Nicaragua verstimmt war, wahrte seine Neutralität. Die Reaktionen in Südamerika waren zurückhaltender als in Mittelamerika. Zwar brachen Bolivien, Brasilien, Ecuador, Peru und Uruguay noch im Lauf des Jahres 1917 die Beziehungen zu Deutschland ab, weil es mehr oder weniger direkte Probleme durch den deutschen U-Boot-Krieg gab, doch trat zunächst keines dieser Länder in den Krieg ein. Sieben weitere Staaten, darunter Argentinien, Chile und Mexiko, blieben bis Kriegsende neutral. Die Lage änderte sich erst im Oktober 1917, als die Regierung in Rio de Janeiro nach der wiederholten Torpedierung brasilianischer Schiffe dem Deutschen Reich den Krieg erklärte und sich damit erstmals ein lateinamerikanischer Staat offiziell an einem bewaffneten Konflikt außerhalb Amerikas beteiligte. Insgesamt lassen sich drei Motive für den Kriegsbeitritt ausmachen: erstens die wirtschaftliche Zwangslage, zweitens der politische Druck der Vereinigten Staaten und drittens die Auswirkungen des deutschen U-Boot-Kriegs. Auf der anderen Seite war die Entscheidung die Neutralität aufrechtzuerhalten meist auf einen Gegensatz zu den Vereinigten Staaten und die größere Selbständigkeit der betreffenden Regierungen oder die schlichte Abwesenheit eines Kriegsanlasses zurückzuführen.

Der direkte Beitrag der lateinamerikanischen Kriegsteilnehmer war alles andere als kriegsentscheidend. Zahlreiche Kubaner meldeten sich freiwillig für die Armee der Vereinigten Staaten. Nur Brasilien entsandte 1918 neben einer Sanitätsmission auch Marineverbände nach Europa, die aber zu spät kamen, um noch in die Kämpfe einzugreifen. Vielerorts kam es aber zu Zwangsmaßnahmen gegen deutsche Staatsangehörige und deutsches Eigentum. Außerdem brachten die Kriegserklärungen eine neue Dimension in die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa. Zumindest theoretisch waren die kriegführenden Länder nun gleichberechtigte Partner der Alliierten im Kampf gegen die Mittelmächte.

Der Erste Weltkrieg hatte aber auch tiefgreifende mediale und mentale Auswirkungen in Lateinamerika. Der Krieg war auch in dieser Weltregion das dominante Thema der Medien. Lateinamerika nahm ähnlich wie Japan medial stark am Krieg teil. Dabei sind vor allem zwei Entwicklungen zu beobachten. Zum einen wandelte sich das Bild Europas grundlegend. Europa verlor den Nimbus des überlegenen und bewunderten Zentrums der Welt und des Fortschritts, erschien nun als alt und verbraucht. Schlimmer noch: Europa wurde nun Verrat an der Zivilisation und Rückfall in die Barbarei vorgeworfen, wozu der von beiden Seiten betriebene Propagandakrieg, in dem jeweils der anderen Seite fundamentale Werte wie Kultur und Zivilisation abgesprochen wurde, erheblich beitrug. Zum anderen polarisierte sich die öffentliche Meinung aber auch bald. Dabei neigten die Sympathien der Meinungsmacher mit der Zeit immer stärker der Entente zu. Das lag nicht zuletzt daran, dass die Alliierten mit ihren Nachrichtenagenturen Reuters und Havas während des Kriegs in der Region praktisch ein Monopol über die Berichterstattung innehatten. Wichtige Faktoren waren auch der deutsche Überfall auf das neutrale Belgien und die dort von den Deutschen begangenen Verbrechen und der deutsche U-Boot-Krieg, der nicht nur die Interessen, sondern auch das Gerechtigkeitsempfinden der

Lateinamerikaner verletzte. Hinzu kamen die traditionellen Sympathien der lateinamerikanischen Eliten für Frankreich, das viele zu Reisen oder Studienaufenthalten besucht hatten. So riefen viele Intellektuelle zur Solidarität mit Frankreich auf, oft unter Berufung auf die gemeinsame ‚lateinische Abstammung‘ (race latine). Die Haltungen gegenüber den anderen Alliierten blieben dagegen eher zurückhaltend, vor allem gegenüber Russland. Auf der anderen Seite standen vor allem die in Lateinamerika lebenden Deutschen oder Deutschstämmigen.

Die Abwertung Europas führte zu einer Neubewertung des Eigenen und gab nationalistischen Kräften Auftrieb. Viele Intellektuelle sahen den Krieg als eine willkommene ‚Lehrstunde‘, um sich auf das eigene Land zu besinnen, wie es der argentinische Zoologe Clemente Onelli ausdrückte. „Vor allem in Mexiko“, so Stefan Rinke, „wies man darauf hin, dass die Gewaltausbrüche im so bewunderten Europa denen in der eigenen Region nicht nur in nichts nachstünden, sondern diese sogar noch überträfen.“ Hier konnte man im September 1914 in der Zeitschrift „El Democrata“ die ironische Bemerkung lesen, dass man Gott sei Dank in Lateinamerika noch nicht so weit entwickelt sei wie in Europa.²⁵ Diese Besinnung auf das Eigene ging mit einem Legitimitätsverlust der herrschenden Oligarchien einher, die das europäische Modell im 19. Jahrhundert zum Ziel der lateinamerikanischen Entwicklung erklärt hatten, dieses Versprechen jedoch nicht hatten einlösen können. Kritik an diesem Entwicklungsmodell, die wirkliche Eigenständigkeit, Gleichberechtigung und Souveränität im internationalen System und die Suche nach dem Authentischen und Eigenen betonte, war schon um die Jahrhundertwende aufgekommen (etwa bei dem Kubaner Martí oder dem Uruguayer Rodó, bei José Vasconcelos und Antonio Caso in

25 Stefan Rinke: ‚Ein Drama der gesamten Menschheit‘. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 287–307, hier 302.

Mexiko, bei Francisco García Calderón in Peru, Raimundo de Fariás Brito in Brasilien und Tancredo Pinochet in Chile). Sie erhielt im Krieg nun eine enorme Dynamik und Breitenwirkung. Dazu zählte auch die Zielvorstellung, sich aus der Abhängigkeit von den europäischen Märkten und ausländischen Monopolen zu lösen. Die Forderung, es den europäischen Mächten gleichzutun und den Handelsaustausch mit den regionalen Nachbarn zu intensivieren, ließ sich aufgrund der ökonomischen Zwänge aber kaum umsetzen.

Diese Entwicklung verband sich in vielen Ländern mit einer tiefgreifenden Politisierung. Sie wurde durch die Auseinandersetzungen zwischen Anhängern der Alliierten und der Mittelmächte gefördert. Zu ihnen kam es vor allem dort kam, dort, wo in größerem Umfang Einwanderer aus den kriegführenden Staaten lebten wie in Chile, Argentinien und Brasilien. Die Konfrontationen beschränkten sich jedoch keineswegs nur auf Angehörige nationaler Minderheiten. Nach dem Kriegseintritt der lateinamerikanischen Staaten 1917 erfuhr die Politisierung aufgrund des deutschen U-Boot-Kriegs und im Zusammenhang mit der Propagandaoffensive der Alliierten einen weiteren Schub. Die Mobilisierung der Massen vor allem in den Städten nahm ungekannte Ausmaße an und gewaltsame Übergriffe auf Einrichtungen der deutschen Minderheiten häuften sich.

Auch das untergrub die Legitimität der regierenden Oligarchien, zumal ihre Abhängigkeit vom Ausland im Krieg überdeutlich wurde und die sozialen Probleme im Innern zunahmen. Daher war es kein Wunder, dass die reformorientierten Kräfte Lateinamerikas im Krieg ihre Aktivitäten intensivierten. Insbesondere die akademisch gebildeten städtischen Mittelschichten traten nun verstärkt mit dem Anspruch an, im Namen der Nation gesellschaftliche Reformen voranzutreiben. Manche organisierten sich in neuen nationalistischen Parteien. Andere engagierten sich in Gruppierungen, die zum Beispiel für die Rechte der indigenen Bevölkerung oder der Arbeiter

eintraten. Meist handelte es sich um Aktionsbündnisse oder Bewegungen, bei denen sich nationalistische Überzeugungen und Reformentwürfe mit dem Anspruch der Modernisierung auf eigenständigen Pfaden paarten.

Auch die Frauenrechtsbewegungen gewannen in diesem Kontext an Fahrt. Das konnten sie unter anderem deshalb, weil das Bild der Frau während des Krieges eine neue Dimension gewann. Die lateinamerikanische Spezifik liegt hier vor allem darin, dass auch die in den Krieg eintretenden Staaten der Region in der Regel nur indirekt durch Spenden und Nachschubsicherung am Krieg beteiligt waren. Daher konnte man auf das klassische Bild des Mannes als Krieger nicht zurückgreifen. Umso wichtiger wurden die Frauen. So wurden häufig Bilder von militarisierten Frauen zum Symbol des Kriegsbeitrags der eigenen Nation verwendet, Bilder von weißen Frauen, die im Roten Kreuz Dienst taten oder in soldatischer Pose, die Nationalflagge schwenkend, als Symbol einer idealisierten, ethnisch einheitlichen Nation vorgeführt wurden.

Wichtig ist ferner die organisierte Arbeiterschaft, denn der Erste Weltkrieg brachte in ganz Lateinamerika eine starke Zunahme des Protestpotenzials und zwar nicht nur wegen interner Entwicklungen, sondern auch aus einer transnationalen, medial vermittelten Dynamiken heraus. So wurde die Russische Revolution in der Arbeiterpresse mit größtem Interesse verfolgt und auf öffentlichen Kundgebungen beispielsweise an den Maifeiertagen in den Jahren 1917 und 1918 jubelt. Die Arbeiter gingen ab 1917 in den Städten und auf dem Land vielerorts zu einer kämpferischen Vertretung ihrer Interessen über. Vielerorts flammten Streiks auf, wobei es sich nicht nur um die Reaktion auf Hungerkrisen, sondern auch um politische Streiks mit dem Ziel der Verkürzung der Arbeitszeit oder des Schutzes des Streikrechts handelte. Ein weiteres Beispiel für die politische Mobilisierung, die die Hegemonie der liberalen Oligarchien unterminierte, ist die

Studentenbewegung, die sich seit Anfang 1918 vom argentinischen Córdoba aus nach Peru und Chile verbreitete. Auch ihre Dynamik ist nicht ohne den Krieg und die, wenn auch nur mittelbare, Kriegserfahrung der jungen Generation zu verstehen, denn ihre Programmatik ist durchsetzt von der Absage an europäische Konventionen und Modelle, von der Rhetorik der Reform und des nationalen Aufbruchs und von der Idee der besonderen Zukunftsfähigkeit Lateinamerikas angesichts der europäischen Katastrophe, die aber eben auch ein globales Ereignis war, wie dieses Beispiel erneut zeigt.

Bibliographie

Aksakal, Mustafa. *The Ottoman Road to War: The Ottoman Empire and the First World War*. Cambridge 2008.

Aldrich, Robert & Hilliard, Christopher. „The French and British Empires“. In: John Horne (Hg.). *A Companion to World War I*. Oxford 2010. S. 524–539.

Balderston, Theo. „Industrial Mobilization and War Economics“. In: John Horne (Hg.). *A Companion to World War I*. Oxford 2010. S. 217–233.

Compagnon, Olivier. „1914–1918: The Death Throes of Civilization. The Elites of Latin America Face the First World War“. In: Jenny MacLeod & Pierre Purseigle (Hgg.). *Uncovered Fields. Perspectives in First World War Studies*. Leiden 2004. S. 279–296.

Compagnon, Olivier. *L’adieu à l’Europe. L’Amérique latine e la Grande Guerra: Argentine et Brésil*. Paris 2013.

Daniel, Ute u.a. (Hgg.), 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War (issued by Freie Universität Berlin 2014-10-08 (<http://encyclopedia.1914-1918-online.net>)).

Dickinson, Frederick R. War and National Reinvention: Japan in the Great War. Boston/Mass. 2010.

Förster, Stig. Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg. In: Gerhard Hirschfeld et al. (Hgg.). Enzyklopädie Erster Weltkrieg. S. 242–248.

Hamilton, Richard F. & Herwig, Holger H. World Wars: Definitions and Causes. In: Dies. (Hgg.). The Origins of World War I. Oxford 2003. S. 1–44.

Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hgg.). Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2009.

Horne, John (Hg.). A Companion to World War I. Oxford 2010.

Janz, Oliver. 14. Der große Krieg. Frankfurt/Main 2013.

Killingray, David. „The War in Africa“. In: John Horne (Hg.). A Companion to World War I. Oxford 2010. S. 112–126.

Manela, Erez. „Imagining Woodrow Wilson in Asia. Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919“. American Historical Review 111 (2006). S. 1327–1351.

Manela, Erez, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism.* Oxford 2007.

Nasson, Bill. *Springbocks on the Somme. South Africa in the Great War 1914–1918.* Johannesburg 2007.

Omissi, David. „Europe Through Indian Eyes: Indian Soldiers Encounter England and France, 1914–1918“. *English Historical Review* 122 (2007). S. 371–396.

Paice, Edward. *World War I: The African Front.* New York 2008.

Rinke, Stefan. „'Ein Drama der gesamten Menschheit'. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg'. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 287–307.

Rinke, Stefan. *Im Sog der Katastrophe. Lateinamerika und der Erste Weltkrieg.* Frankfurt/Main 2015.

Rosenberg, Emily S. (Hg.). *1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege.* München 2012.

Schmidt, Jan. „Der Erste Weltkrieg als vermittelte Kriegserfahrung in Japan. Mediale Aneignungen und Studien durch Militär und Ministerialbürokratie“. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 239–265.

Strachan, Hew. *Der Erste Weltkrieg.* München 2004.

Strachan, Hew. „The First World War as a Global War“. *First World War Studies* 1 (2010). S. 3–14.

Tooze, Adam & Fertik, Ted. „The World Economy and the Great War“. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 214–238.

Winter, Jay (Hg.). *The Cambridge History of the First World War*. 3 Bde. Cambridge 2014.

Xu, Guoqi. *China and the Great War. China's Pursuit of a New National Identity and Internationalization*. Cambridge 2005.

Xu, Guoqi. *Strangers on the Western Front. Chinese Workers in the Great War*. Cambridge 2011.

Xu, Guoqi. „The Great War and China's Military Expedition Plan“. *Journal of Military History* 72 (2008). S. 105–140.

Zimmerer, Jürgen. „Kolonialkrieg“. In: Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hgg.). *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2009. S. 617–620.

Zürcher, Erik Jan. „What Was Different About the Ottoman War?“ *Pera Blätter* 27. Bonn 2014.

Bisher erschienene Pera-Blätter

- Nr. 1 VORHOFF, Karin: Die Aleviten – eine Glaubensgemeinschaft in Anatolien. 1995.
- Nr. 2 SCHÖNIG, Claus: Von Hunnen, Türken und Mongolen. Eine vorgeschlagene Periodisierung der türkischen Geschichte. 1994.
- Nr. 3 NEUWIRTH, Angelika: Zur Symbolik des Islam. Neue Überlegungen zur Gebetsrichtung. 1995.
- Nr. 4 HÖFERT, Almut: Das Fremde durch die Brille des Eigenen. Das mittelalterliche Erbe im europäischen Türkenbild der Renaissance. 1995.
- Nr. 5 BERG, Andrea: Baschkirien und Tatarstan im Spiegel der türkischen Presse. 1996.
- Nr. 6 SCHÖNIG, Hanne: Feudalistisch organisierte Nomaden im Wandel der Zeit: Die Tuareg in Südostalgerien. 1996.
- Nr. 7 DRESSLER, Markus: Vom Ulu Önder zum Mehdi – Zur Darstellung Mustafa Kemals in den alevitischen Zeitschriften Cem und Nefes. 1996.
- Nr. 8 BERGER, Albrecht: Minderheiten und Ausländer im byzantinischen Konstantinopel. 1996.

- Nr. 9 DALITZ, Renée: *The Sewing Machine and the Car. A critical Introduction to Western Feminist Theories of Knowledge.* 1996.
- Nr. 10 PUSCH, Barbara: *Die Umweltdiskussion bei muslimischen Intellektuellen und radikalen Grünen in der Türkei.* 1996.
- Nr. 11 PFEIFFER, Judith: *Twelver Shi'ism as State Religion in Mongol Iran: An Abortive Attempt, Recorded and Remembered.* 1996.
- Nr. 12 WILD, Stefan: *Türken, Araber und Deutsche. Bemerkungen zur Entstehung und Bewertung von Völkerfreundschaften. (Deutsch-türkische Ausgabe).* 1991.
- Nr. 13 BUCHNER, Roswitha: *Die Fotografenfirmen Sebah und Joaillier. Das Bild Istanbuls im 19. Jahrhundert.* 1997.
- Nr. 14 *Istanbul-Miniaturen. Zusammengestellt und übersetzt von Klaus-Detlev Wanning. Türkisch-deutsche Ausgabe anlässlich des 10jährigen Bestehens der Abteilung Istanbul des Orient-Instituts der DMG.* 1997.
- Nr. 15 LIER, Thomas; PREISSLER, Holger; SCHUBERT, Gudrun: *Hellmut Ritter und die DMG in Istanbul. Herausgegeben anlässlich des 10jährigen Bestehens der Abteilung Istanbul des Orient-Instituts der DMG.* 1997.

- Nr. 16 YEŞİLADA, Karin: Die geschundene Suleika – Das Eigenbild der Türkei in der deutschsprachigen Literatur türkischer Autorinnen. 2000.
- Nr. 17 AYGEN, Zeynep: Vom Stadtrand zum innerstädtischen Verfall – Kreuzberg in Berlin-Zeyrek in Istanbul. 2000.
- Nr. 18 MOTIKA, Raoul: Entwicklungstendenzen des Islam in Tatarstan. 2002.
- Nr. 19 GESER, Marcel: Geschichte des deutschen Kindergartens Istanbul. 2007.
- Nr. 20 MOMMSEN, Katharina: Goethe's Relationship to the Turks as Mirrored in his Works. 2011.
- Nr. 21 SCHARLIPP, Wolfgang-Ekkehard: Sherlock Holmes und Mike Hammer in der Türkei. Genre und Subgenre in der türkischen Kriminalliteratur. 2011.
- Nr. 22 ÖZAKTÜRK, Hülya: Ehrenmorde in der Türkei. 2012.
- Nr. 23 JOPPIEN, Charlotte (Hg.), KAMP, Kristina und SCHULZ, Ludwig: Zehn Jahre AKP – Eine Retrospektive auf Außen-, Innen- und Kommunalpolitik. 2012.
- Nr. 24 LAUT, Jens Peter: Was ist Turkologie? Überlegungen zu einem sogenannten Orchideenfach. 2013.

- Nr. 25 KRUMEICH, Gerd: Vom Krieg der Großmächte zur Katastrophe Europas. 2014.
- Nr. 26 GLASSEN, Erika: Die phonetische und semantische Emanzipation der arabischen Lehnwörter *huzur*, *hüzün* und *sohbet* im Osmanischen und ihre mentalitätshistorische Bedeutung. 2014.
- Nr. 27 ZÜRCHER, Erik Jan: What was different about the Ottoman war? 2014.
- Nr. 28 PUSCH, Barbara und SPLITT, Julia (Hg.): 50 Jahre deutsch-türkische Migrationsforschung: Ein autobiografischer Rückblick von Prof. Dr. NERMIN ABADAN-UNAT. 2014.
- Nr. 29 WINTER, Jay: The trans-national history of the Great War. 2015.
- Nr. 30 URSINUS, Michael: Sarajevo, an Ottoman City of Many Names and Disputed History. 2015.

Oliver Janz

Der Erste Weltkrieg als globaler Krieg

Der Begriff des ‚Weltkriegs‘ ist lange nicht ernst genommen worden. Für die Zeitgenossen bedeutete er meist nur ‚großer Krieg‘, Krieg zwischen den großen europäischen Weltmächten.¹ Diese eurozentrische Sicht haben die Historiker des Ersten Weltkriegs von den Zeitgenossen übernommen. Ihr Blick auf den Krieg war daher lange auf Europa, meist sogar nur West- und Mitteleuropa, verengt. Die Beteiligung außereuropäischer Staaten und Regionen geriet dadurch im europäischen Bewusstsein weitgehend in Vergessenheit. Die Globalhistoriker haben sich bisher mit wenigen Ausnahmen nur wenig für den Ersten Weltkrieg interessiert. Im gegenwärtig erscheinenden, von Akira Iriye und Jürgen Osterhammel herausgegebenen Handbuch der Globalgeschichte ist kein Kapitel oder auch nur Unterkapitel dem Ersten Weltkrieg gewidmet, auch wenn der Band, der die Zeit 1870–1945 behandelt, den Titel „Weltmärkte und Weltkriege“ trägt.² Die weltumspannende Dimension des Ersten Weltkrieges ist von den First World War Studies erst in den letzten Jahren in den Blick

1 Hew Strachan, *Der Erste Weltkrieg* (München 2004), 96; Ders., „The First World War as a Global War“, *First World War Studies* 1 (2010), 3–14, hier 5; Stig Förster, „Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg“, Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009), 242–248.

2 Emily S. Rosenberg (Hg.), *1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege* (München 2012).

genommen worden.³ Ob der Erste Weltkrieg ein globaler Krieg war, was ihn dazu machte, ist dabei aber erst ansatzweise geklärt worden.⁴ Die Antwort hängt, wie so oft, von den Begriffen und ihren Definitionen ab. Was macht einen Krieg zum Weltkrieg? Sind es die außereuropäischen Kriegsschauplätze? Sind es die globale Vernetzung regionaler Konflikte und die Beteiligung außereuropäischer Staaten? Oder sind es vor allem seine globalen Folgen?

Außereuropäische Schauplätze des Krieges

Für Richard F. Hamilton und Holger H. Herwig liegt ein Weltkrieg vor, wenn mindestens fünf größere Mächte beteiligt sind und es auf mindestens zwei Kontinenten zu Kampfhandlungen kommt.⁵ Danach war der Erste Weltkrieg ohne Zweifel ein Weltkrieg, denn gekämpft wurde in Afrika, im Nahen und Mittleren Osten, in Ostasien, im pazifischen Raum und auf den Weltmeeren. Schon die Kämpfe in Afrika machen den Krieg nach dieser Definition zu einem Weltkrieg.⁶ Deutschland verfügte hier nur über bescheidene Truppenkontingente. Diese waren von ihren Nachschubwegen infolge der alliierten Seehoheit weitgehend abgeschnitten. Dennoch haben sich die Kämpfe hier bis 1918 hingezogen. Das lag vor allem an der

3 Überblickte zu einzelnen Regionen und Themen finden sich in Jay Winter (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, 3 Bände (Cambridge 2014); John Horne (Hg.), *A Companion to World War I* (Oxford 2010); Ute Daniel, Peter Gatrell, Oliver Janz, Heather Jones, Jennifer Keene, Alan Kramer, Bill Nasson (Hgg.), 1914–1918-online. *International Encyclopedia of the First World War*, issued by Freie Universität Berlin 2014-10-08 (<http://encyclopedia.1914-1918-online.net>). Hier auch ausführliche Literaturhinweise, auf die ich im Folgenden weitgehend verzichte.

4 Oliver Janz, 14 – Der große Krieg (Frankfurt/Main 2013), 133–136.

5 Richard F. Hamilton, Holger H. Herwig, „World Wars: Definitions and Causes“, dies. (Hgg.), *The Origins of World War I* (Oxford 2003), 1–44, hier 2.

6 Zum Folgenden insgesamt: Edward Paice, *World War I: The African Front* (New York 2008); Bill Nasson, *Springbocks on the Somme. South Africa in the Great War 1914–1918* (Johannesburg 2007); David Killingray, „The War in Africa“, Horne (Hg.), *Companion*, 112–126; Jürgen Zimmerer, „Kolonialkrieg“, Hirschfeld u.a. (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 617–620.

Entscheidung der Briten, die Eroberung der deutschen Kolonien ausschließlich mit lokalen Truppen zu bewerkstelligen. Schnelle Erfolge haben die Alliierten nur in Togo erzielt, wo die kleine deutsche Schutztruppe schon Ende August kapitulierte. Die Eroberung Kameruns, an der sich neben britischen und französischen Truppen auch belgische Einheiten aus dem Kongo beteiligten, band bereits sehr viel mehr Kräfte und zog sich bis Februar 1916 hin.

Die Einnahme Deutsch-Südwestafrikas sollte durch die Südafrikanische Union erfolgen, deren Regierung ein ‚Greater South Africa anstrebte‘ und daher auf das Ansinnen Londons bereitwillig einging. Auch sie zog sich jedoch länger hin als geplant. Das lag nicht zuletzt daran, dass der Krieg gegen die deutschen Nachbarn selbst in Teilen der weißen Bevölkerung wenig populär war, vor allem bei den ‚Alt-Buren‘, die ihrer Unabhängigkeit hinterher trauerten und keine Neigung hatten, gegen die deutschen Kolonisten in Südwest zu kämpfen, die sie noch vor wenigen Jahren im Burenkrieg unterstützt hatten. So kam es zu Aufständen in der Armee, deren Niederschlagung mehr Opfer kostete als der Feldzug gegen die Deutschen, der im Sommer 1915 erfolgreich beendet wurde. Eine Besonderheit des Krieges in Südwest war, dass er weitgehend zwischen Weißen ausgetragen wurde, weil die schwarze Bevölkerung dort nach dem Vernichtungskrieg gegen die Herero und Name bereits weitgehend dezimiert war und Schwarze in Südafrika aus rassenpolitischen Gründen nur als Arbeiter für die Armee rekrutiert wurden.

Am längsten und verlustreichsten war der Krieg um Deutsch-Ostafrika, der größten deutschen Kolonie. Er wies an sich schon globale Züge auf, denn in ihm kamen nicht nur Kolonialtruppen der Briten und Belgier aus anderen Teilen Afrikas, sondern auch Einheiten aus Indien zum Einsatz. Seit 1916 waren auch starke weiße Verbände aus Südafrika beteiligt, am Ende auch portugiesische Einheiten aus Mozambik. Die deutsche Schutztruppe hielt über Jahre hinweg einer er-

drückenden alliierten Übermacht stand. Das beruhte vor allem darauf, dass Lettow-Vorbeck auf Guerilla-Taktiken setzte. Dennoch lief seine Strategie, beträchtliche Kräfte des Gegners für längere Zeit an der Peripherie zu binden, letztlich ins Leere, denn die Kolonialtruppen der Alliierten, die jahrelang in Afrika gegen die Deutschen kämpften, wären wahrscheinlich niemals in Europa eingesetzt worden. Das gilt auch für die südafrikanischen Verbände.

Dennoch kann der Krieg in Ostafrika nicht einfach als Nebenschauplatz abgetan werden, wie dies häufig geschehen ist. Zwar war die Zahl der eingesetzten Soldaten mit rund 200.000 Mann begrenzt, ebenso wie ihre tödlichen Verluste, die sich auf etwa 23.000 Mann beliefen, weniger als an einzelnen Tagen an der Westfront gefallen sind. Die Folgen des Krieges für Ostafrika waren jedoch verheerend. Das lag vor allem daran, dass er als Bewegungskrieg in einem Gebiet von großer Ausdehnung geführt wurde, in dem es kaum Straßen und Eisenbahnlinien gab. Da Packtiere für Krankheiten anfällig waren, setzten beide Seiten in großem Stil Einheimische als Hilfskräfte und Träger ein. Insgesamt wurden zehnmal mehr Träger als Soldaten eingesetzt, was oft übersehen wird. Allein die Briten haben in Kenia, Rhodesien, Malawi, dem Kongo, Mosambik und Deutsch-Ostafrika mindestens eine Million Träger für den Feldzug rekrutiert. Die belgische Force Publique setzte neben 20.000 Soldaten 250.000 Träger ein.

Diese Zwangsrekrutierung junger Männer hatte fatale Folgen für die Wirtschaft der gesamten Region, aber auch für die Träger selbst. Denn diese wurden nur unzureichend versorgt und erkrankten daher oft. Vor allem in der letzten Phase des Krieges sanken ihre Kalorienrationen dramatisch. Die Todesrate unter ihnen lag viel höher als unter den Soldaten und entsprach etwa der an der Westfront. Allein von den auf britischer Seite eingesetzten Trägern sind über 100.000 während des Feldzugs gestorben. 45.000 von ihnen stammten aus Ke-

nia, wo sie ein Achtel der erwachsenen männlichen Bevölkerung ausmachten.

Auch sonst wurde die Zivilbevölkerung der Region schwer in Mitleidenschaft gezogen. Infolge der fehlenden Infrastruktur und der chronischen Nachschubprobleme mussten sich die Truppen beider Seiten auf ihren Märschen zum großen Teil aus dem Land versorgen. So wurde die einheimische Bevölkerung auch durch Requisitionen und Plünderungen belastet, die ihre Lebensgrundlagen zerstörten. Hungersnöte und Seuchen waren die Folge. Am härtesten hat der Krieg Deutsch-Ostafrika getroffen. Genaue Statistiken fehlen. Schätzungen gehen aber davon aus, dass in der Kolonie bis Kriegsende rund 650.000 Menschen infolge des Krieges ums Leben kamen, fast ein Zehntel der Einwohner, die Opfer der bei Kriegsende einsetzenden Spanischen Grippe noch nicht mitgerechnet.

Die Beteiligung außereuropäischer Mächte

Folgt man der Definition von Hamilton und Herwig, war der Erste Weltkrieg schon deshalb ein Weltkrieg, weil der Krieg zwischen den europäischen Mächten auch außerhalb Europas ausgetragen wurde, im Fall von Afrika vor allem mit ihren kolonialen Hilfstruppen. Solche Kriege hatte es allerdings auch schon in früheren Zeiten gegeben. Nach Hamilton und Herwig war der Erste Weltkrieg daher auch nicht der erste, sondern der siebte Weltkrieg nach einer ganz Reihe von Kriegen wie dem Siebenjährigen Krieg oder den napoleonischen Kriegen, die alle auch außerhalb Europas ausgetragen wurden.⁷ Diese Definition ist offenkundig zu weit, um die Besonderheit moderner Weltkriege zu erfassen. Sie besteht vor allem darin, dass sich in ihnen regionale Konflikte an europäische Kernkonflikte andockten und zu einem globalen Gesche-

7 Hamilton, Herwig, „World Wars“, 3f.

hen vernetzten und dass sich im Zuge dieser Ausweitung auch souveräne außereuropäische Mächte an ihnen beteiligten.⁸ Dies war in größerem Umfang erst im Ersten Weltkrieg der Fall. Dieser ist daher der erste wirklich globale Krieg der Weltgeschichte.

Vor allem die intensiven Bemühungen beider Seiten um weitere Bündnispartner führten schnell dazu, dass sich der Krieg ausweitete. Um weitere Staaten zum Kriegseintritt zu bewegen, mussten Zugeständnisse an sie gemacht werden. So wurden immer mehr regionale Konflikte an den Krieg ange-dockt, die mit dem zentralen Geschehen wenig zu tun hatten.⁹ Diese Dynamik lässt sich nicht nur im Fall von Italien, Bulgarien, Rumänien oder Portugal, sondern auch von Japan, China und dem Osmanischen Reich beobachten. Sie alle versuchten, den europäischen Kernkonflikt auszunutzen. Dem Osmanische Reich und China ging es vor allem darum, dem weiteren Machtgewinn ihrer starken Nachbarn Russland und Japan vorzubeugen, verlorene Territorien und Souveränität wieder-zugewinnen und internationale Gleichberechtigung zu erlan-gen.¹⁰ Das Osmanische Reich verfolgte daneben auch expan-sive Kriegsziele, vor allem im Kaukasus und Mittelasien.¹¹ Für den jungen japanischen Imperialismus war der Krieg die willkommene Gelegenheit, um zur dominanten Macht in Ost-asien aufzusteigen und weiter zu expandieren.¹² Aber auch Australien und Südafrika nutzten den Krieg für eigene Ziele,

8 Förster, Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg, 243.

9 Strachan, The First World War as a Global War, 10ff.

10 Guoqi Xu, China and the Great War. China's Pursuit of a New National Identity and Internationalization (Cambridge 2005); Ders., „The Great War and China's Military Expedition Plan“, Journal of Military History 72 (2008), 105–140.

11 Mustafa Aksakal, The Ottoman Road to War: The Ottoman Empire and the First World War (Cambridge 2008).

12 Frederick R. Dickinson, War and National Reinvention: Japan in the Great War (Boston/Mass. 2010), 35.

zu Expansion und Souveränitätsgewinn und heizten ihn durch ihren ‚Subimperialismus‘ weiter an.

Zu einer weiteren Ausweitung des Krieges kam es auch dadurch, dass Deutschland die Verbindungswege des Gegners durch einen globalen Seekrieg zu stören versuchte. Der unbeschränkte U-Boot-Einsatz hat entscheidend, wenn auch nicht allein, zum Kriegseintritt der USA beigetragen und in ihrem Gefolge auch zu dem zahlreicher lateinamerikanischer Staaten, zumal es sich nun kaum noch ein Staat leisten konnte, abseits zu stehen, da sich deutlich abzeichnete, dass die Welt am Tisch der Sieger neu geordnet werden würde.

Doch zunächst war es vor allem der Kriegseintritt des Osmanischen Reichs, der den Krieg über Europa hinaus ausweitete. Der Krieg wurde nun in den Kaukasus, nach Mesopotamien, Persien, den Sinai und Arabien getragen. Das hatte beträchtliche Auswirkungen auf den Krieg in Europa, denn die osmanische Armee, die über eine Million Soldaten mobilisierte, band starke russische und britische Kräfte. Die Folgen für die Region waren dramatisch und wirken bis heute nach.¹³ Der gesamte Nahe und Mittlere Osten wurde in Brand gesetzt. Es kam zu Völkermord und Deportationen in bisher völlig unbekanntem Ausmaß. Die Zivilbevölkerung Kleinasiens wurde durch Hungersnöte und Epidemien schwer dezimiert. Über ein Drittel der zivilen Opfer des Ersten Weltkrieges entfallen auf diese Region. Am Ende kamen weitere Vertreibungen und ein großangelegter Bevölkerungsaustausch hinzu, der die über 2000-jährige Geschichte der Griechen in Kleinasien beendete. So hat der Krieg die demographischen, ethnischen und sozialen Strukturen der Region tiefgreifend umgewälzt, von den politischen Verhältnissen ganz zu schweigen. Bezieht man den Nahen und Mittleren Osten ein, relativieren sich überdies konventionelle Periodisierungen. Aus der Sicht dieser Region ist der Erste Weltkrieg nur Teil eines umfassenderen Kon-

13 Erik Jan Zürcher, „What Was Different About the Ottoman War?“ *Pera Blätter* 27 (Bonn 2014).

fliktgeschehens, das mit dem italienisch-osmanischen Krieg von 1911 einsetzt und bis zum griechisch-türkischen Krieg reicht, der mit dem Frieden von Lausanne 1923 beendet wurde. Ein ähnliches Argument lässt sich für Osteuropa äußern, wo der Erste Weltkrieg nahtlos in den russischen Bürgerkrieg übergeht, der erst 1922 endete.

Die Kolonialimperien

Ein globaler Krieg war der Erste Weltkrieg aber auch deshalb, weil Frankreich und Großbritannien von Beginn an in großem Stil auf die ökonomischen und humanen Ressourcen ihrer Kolonialimperien zurückgriffen.¹⁴ Diese waren 1914 größer als jemals zuvor und umfassten ein Viertel der Weltbevölkerung, 440 Millionen Menschen, von denen 90% auf das britische Weltreich entfielen. Frankreich rekrutierte 550.000 Mann in seinen Kolonien, von denen 440.000 in Europa zum Einsatz kamen. In Indien wurden 1,3 Millionen Soldaten mobilisiert, von denen über 800.000 außerhalb des Subkontinents eingesetzt wurden. Ein großer Teil der britischen Truppen, die in Europa und auf anderen Kriegsschauplätzen wie dem Nahen und Mittleren Osten kämpften, stammten aus Australien, Neuseeland, Kanada und Südafrika. Die Dominions stellten 1,2 Millionen Soldaten, von denen 900.000 in Europa zum Einsatz kamen. Darüber hinaus setzten Briten und Franzosen auch in beträchtlichem Umfang Arbeitskräfte aus ihren Kolonien und aus China in Europa und anderswo ein.

Die Dominions unterstützten die Kriegsanstrengungen des Mutterlandes von Anfang an in beträchtlichem Umfang. Kanada lieferte zahlreiche Rüstungsgüter und stellte 458.000 Soldaten. Fast 60.000 Kanadier fielen, über 170.000 wurden

14 Einen guten Überblick zu diesem Thema bieten: Robert Aldrich, Christopher Hilliard, „The French and British Empires“, Horne (Hg.), Companion, 524–539.

verwundet. Neuseeland stellte 112.000 Mann, mehr als ein Zehntel seiner gesamten Bevölkerung. 40 Prozent der Männer im Alter zwischen 25 und 40 Jahren nahmen am Krieg teil, mehr als die Hälfte davon verlor ihr Leben oder wurde verwundet. Australien, das 1914 vier Millionen Einwohner hatte, stellte 332.000 Mann, etwa die Hälfte aller wehrfähigen Männer. Von ihnen kamen 60.000 im Krieg ums Leben, weitere 167.000 wurden verwundet. Die australische Verlustquote war mit 68 Prozent die höchste aller Armeen des Britischen Empire. Südafrika mobilisierte 136.000 Soldaten, die vorwiegend gegen die deutschen Kolonien in Afrika eingesetzt wurden, zu einem Teil aber auch an der Westfront. Schwarze Südafrikaner waren vom Kriegsdienst ausgeschlossen, über 40.000 von ihnen kamen jedoch in Frankreich als Arbeitskräfte zum Einsatz. Insgesamt beteiligten sich die Dominions mit 1,2 Million Soldaten am Krieg, eine beträchtliche Unterstützung für die sechs Millionen Soldaten, die während des Krieges in Großbritannien und Irland ausgehoben wurden. Die Dominions stellten einen ähnlich hohen Anteil ihrer wehrfähigen Männer wie Großbritannien (53 Prozent) und auch die Quote ihrer Gefallenen stand der des Mutterlands (12 Prozent) in nichts nach. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich der Erste Weltkrieg tief in das kollektive Gedächtnis dieser Gesellschaften eingeschrieben hat.

Die Rekrutierung der Soldaten erfolgte zunächst wie im Mutterland auf freiwilliger Basis. Das Reservoir der Freiwilligen war jedoch bald ausgeschöpft. Nach der Einführung der Wehrpflicht in Großbritannien wurde diese daher auch in Neuseeland (1916) und Kanada (1917) eingeführt. In Kanada kam es zu heftigen Debatten über die Wehrpflicht, ebenso wie in Australien, wo ihre Einführung 1916 und 1917 in zwei Referenden scheiterte.

Die Kontingente der Dominions waren zunächst voll in die britischen Streitkräfte eingegliedert und wurden auch von britischen Generälen befehligt. Im Laufe des Krieges wurden

diese durch eigene Kommandeure ersetzt. Die Kontingente wurden immer mehr zu eigenständigen Streitkräften. Auch politisch wurden die Dominions durch den Krieg deutlich selbstständiger. Unter Lloyd George entstanden eine ganze Reihe von imperialen Gremien, in denen die Premierminister der Dominions einbezogen wurden, was sie erheblich aufwertete. Sie forderten, als „autonomous nations of an Imperial Commonwealth“ anerkannt zu werden. Dies bezog sich auch auf ihre Außenpolitik, die bis dahin in der Zuständigkeit Londons lag. Westminster konnte sich diesen Forderungen immer weniger widersetzen, je länger der Krieg dauerte. So wurde den Dominions schließlich eine „adequate voice in foreign policy“ eingeräumt. Dieser Souveränitätsgewinn fand nach dem Ende der Kämpfe seinen sichtbaren Ausdruck darin, dass die Dominions bei den Friedensverhandlungen mit selbständigen Delegationen vertreten waren. Insgesamt hat der Krieg die Nationsbildung und Eigenständigkeit der Dominions also deutlich vorangetrieben, zumal sie der Krieg mit Mythen und symbolischen Orten wie Gallipoli versorgte, die bis heute zum Kernbestand ihrer nationalen Erinnerungskultur zählen. Kein Land der Welt gibt gegenwärtig für die Feiern zur Erinnerung an den Weltkrieg mehr Geld aus als Australien.

Aber auch aus anderen Teilen des Empire kamen Soldaten und Arbeitskräfte, vor allem aus Indien. Ursprünglich plante London, indische Soldaten nur in begrenztem Umfang einzusetzen, um sein Kolonialregime auf dem Subkontinent nicht zu schwächen. Vorgesehen war vor allem ein Einsatz in Ägypten, damit die dort stationierten britischen Truppen nach Frankreich verlegt werden konnten. Doch angesichts der prekären Lage an der Westfront wurden seit Anfang 1915 indische Einheiten auch in Frankreich eingesetzt. Das nach Europa verschiffte Armeekorps umfasste vier Divisionen und bestand aus 28.500 Indern und 16.000 britischen Soldaten. Zwei Divisionen wurden nach hohen Verlusten Ende des Jahres wieder aus Europa abgezogen. Zum Einsatz kamen die indischen

Truppen nun vor allem in Mesopotamien, aber auch in Palästina, Ostafrika, in Gallipoli, auf der arabischen Halbinsel und am Persischen Golf. Insgesamt mobilisierten die Briten in Indien 1,3 Millionen Mann, von denen 827.000 auch eingesetzt wurden. Das waren mehr Soldaten als Serbien oder Rumänien in den Kampf geschickt hat. 60.000 indische Soldaten kamen im Krieg ums Leben, deutlich mehr Gefallene als Belgien zu beklagen hatte. Indien lieferte darüber hinaus Hilfsgüter in beträchtlichem Umfang.

Auch in Indien verstärkte der Krieg die Bestrebungen, die auf mehr Autonomie und Selbstverwaltung zielten. Der von Hindus dominierte Indische Nationalkongress und die Muslimliga forderten „Home Rule“ nach dem Vorbild der Dominions. 1916 verabschiedeten sie ein gemeinsames Programm, das Reformen forderte, die der einheimischen Bevölkerung eine Mehrheit in den Vertretungsorganen sichern sollten. In der britischen Indienpolitik kam es zunehmend zu einem Umdenken, zumal sich der hohe Steuerdruck und der Preisanstieg infolge der Kontributionen negativ auf die wirtschaftliche Lage auswirkten. Die Revolution in Russland und die prekäre militärische Lage der Entente spielten den indischen Autonomiebestrebungen in die Hände. Am 20. August 1917 erklärte Indienminister Edwin Montagu vor dem Unterhaus die graduelle Entwicklung der Selbstverwaltung und Selbstregierung Indiens zum Ziel der britischen Politik. Dieses Versprechen wurde 1919 teilweise umgesetzt. Ein Teil der Lokalverwaltung ging nun in indische Hände über. So hat der Krieg insgesamt zu einer Politisierung der einheimischen Eliten und Intellektuellen geführt und zum Eintritt vieler Inder in Provinzpolitik und Verwaltung. Er war damit ohne Zweifel eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Selbstständigkeit. Darüber hinaus gehende Reformen und Konzessionen blieben freilich aus. So wurde die Forderung des Nationalkongresses nach einer eigenständigen Vertretung Indiens auf der Friedenskonferenz von den Briten nicht erfüllt. Und auch das Programm Wil-

sons, das um Demokratie und nationale Selbstbestimmung kreiste und auf dem Subkontinent starke Hoffnungen erzeugt hatte, blieb ein leeres Versprechen, was in Indien erhebliche Enttäuschung auslöste, ähnlich wie in Ägypten und Korea.¹⁵

Auch Frankreich rekrutierte in großem Stil indigene Truppen in seinen Kolonien. Von den 550.000 Soldaten kamen 438.000 in Europa oder dem Nahen Osten zum Einsatz. Die Kolonialtruppen machten über fünf Prozent der französischen Streitkräfte aus. Sie kamen vor allem aus Nord- und Westafrika, aber auch aus Indochina, Madagaskar und Somalia. Die Kolonialsoldaten waren vielfältiger Diskriminierung ausgesetzt. Ihre Aufstiegschancen in der französischen Armee waren begrenzt. Das galt vor allem für die Soldaten aus Schwarzafrika. Einige Historiker vertreten die Ansicht, die Kolonialtruppen seien besonders häufig in gefährliche Einsätze geschickt und als Kanonenfutter gebraucht worden. Dies ist umstritten. Die Verluste der Kolonialtruppen (87.000 Gefallene, 240.000 Verwundete) lagen nur geringfügig über dem französischen Durchschnitt. Angesichts der Tatsache, dass viele Einheiten wegen der hohen Krankheitsanfälligkeit der Soldaten aus Übersee in den Wintermonaten nach Südfrankreich verlegt werden mussten und daher kürzer eingesetzt wurden als andere Truppenteile, erlitten die Kolonialtruppen jedoch relativ hohe Verluste.

Frankreich rekrutierte nicht nur Soldaten, sondern auch rund 220.000 Arbeiter aus seinen Kolonien in Übersee, um sie in der Industrie oder Landwirtschaft einzusetzen. Die meisten von ihnen kamen aus Algerien und Indochina. Auch in China wurden Arbeitskräfte angeworben, von Frankreich wie von Großbritannien. Sie wurden zum großen Teil direkt an der Front eingesetzt. Nicht wenige der 140.000 Chinesen kamen

15 Erez Manela, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism* (Oxford 2007); Ders., „Imagining Woodrow Wilson in Asia. Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919“, *American Historical Review* 111 (2006), 1327–1351.

dabei ums Leben.¹⁶ Die Arbeiter aus dem kolonialen Raum stellten eine wichtige Ergänzung der 230.000 Arbeitsmigranten dar, die aus dem neutralen Spanien nach Frankreich kamen. Ein großer Teil der Arbeitskräfte aus den Kolonien konzentrierte sich in Paris, in Marseille und anderen Hafenstädten. Sie wurden dort streng von der Polizei überwacht, um Revolten vorzubeugen. Viele beschwerten sich über niedrige Löhne und harte Arbeitsbedingungen. Manche scheinen das Leben in den französischen Städten jedoch auch genossen zu haben, obwohl Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung nicht ausblieben. Die Gewerkschaften waren über die Anwerbung nicht begeistert. Französische Arbeiter und Soldaten befürchteten, dass ihnen die Arbeiter aus Übersee die Arbeit und die Frauen wegnähmen. So kam es vor allem in den letzten beiden Kriegsjahren auch zu Ausschreitungen gegen sie oder gegen Kolonialsoldaten, die sich auf Fronturlaub befanden.

Der Krieg hat die französischen Kolonien stärker in Mitleidenschaft gezogen als die der Briten, was nicht zuletzt daran lag, dass sie nicht so groß und bevölkerungsreich wie die britischen und daher größerem Druck ausgesetzt wurden. Der Krieg hat die französische Kolonialherrschaft daher auch stärker destabilisiert. Die bürokratische Infrastruktur wurde durch die Einberufung vieler Kolonialbeamter geschwächt. Die Unterbrechung des Handels mit Deutschland führte zu wirtschaftlichen Schäden, vor allem in Marokko und Tahiti. Durch die massive Steigerung der staatlichen Nachfrage kam es zu einer Verteuerung und Verknappung von Lebensmitteln und anderen Gütern. Das traf vor allem die indigene Bevölkerung, die auch unter höheren Steuern und Abgaben zu leiden hatte. Hunger und Epidemien waren die Folge. Verschärfte Zensur, Überwachung und Propaganda konnten nicht verhin-

16 Guoqi Xu, *Strangers on the Western Front. Chinese Workers in the Great War* (Cambridge 2011).

dern, dass die Unzufriedenheit rasch wuchs. So kam es während des Krieges zu zahlreichen Revolten in Westafrika, Algerien, Marokko, Neukaledonien und Indochina. Die größte von ihnen war der Grande-Rivière-Aufstand in Westafrika 1915/16, der sich neun Monate hinzog und 160.000 Menschen und 500 Ortschaften erfasste. Er wurde mit aller Härte niedergeschlagen, wobei mehrere tausend Menschen ums Leben kamen.

Diese Revolten waren vor allem Reaktionen auf den zunehmenden Einsatz von Zwang bei der Rekrutierung von Soldaten. 1917 wurde in den französischen Kolonien in Afrika die Wehrpflicht eingeführt, obwohl die Einheimischen fast durchweg keine Bürger, sondern nur Untertanen Frankreichs und damit weitgehend rechtlos waren. Daraufhin flohen viele kriegstaugliche Männer in die portugiesischen oder britischen Nachbarkolonien. Die Härte der französischen Rekrutierungsmethoden stieß nicht nur bei der einheimischen Bevölkerung auf Kritik, sondern selbst bei dem hohen französischen Kolonialbeamten Joost van Vollenhoven, dem früheren Gouverneur von Indochina, der im Mai 1917 Gouverneur von Französisch-Westafrika wurde. Er widersetzte sich mit großem Nachdruck den neuen Aushebungen, die vom Kolonialministerium unter André Maginot verordnet worden waren. Darüber kam es auch zu einer direkten Auseinandersetzung mit Ministerpräsident Clemenceau, der sich im Dezember auf Maginots Seite geschlagen hatte. Van Vollenhoven reichte daraufhin seinen Abschied ein und kehrte als einfacher Hauptmann an die Front zurück, wo er im Juli 1918 im Kampf sein Leben ließ.

Die Revolten destabilisierten die französische Kolonialherrschaft, aber sie bedrohten sie nicht in ihren Grundfesten, denn sie zielten nicht auf ihre Abschaffung, sondern auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen und das Ende der Aushebungen. Es gab jedoch personelle Kontinuitätslinien zwischen diesen Revolten und den späteren nationalen Befrei-

ungsbewegungen, etwa in Madagaskar oder in Tunesien. In den Bergen Marokkos kam es schon 1921 zu einem Aufstand der Rifkabylen und nach militärischen Erfolgen auch zur Ausrufung einer eigenständigen Republik. Dem konnte erst einige Jahre später mit einem großangelegten Einsatz der französischen Armee unter General Philippe Pétain ein Ende gemacht werden.

Auch in den französischen Kolonien regte sich die Hoffnung, dass ihre Beteiligung am Krieg zu einer Veränderung ihres Status und zu mehr Rechten für ihre Einwohner führen werde. Solche Erwartungen wurden etwa von Blaise Diagne formuliert, dem ersten Schwarzen in der französischen Nationalversammlung, der dort seit 1914 sein Heimatland, den Senegal, vertrat. 1917 kam es zu einer „Kolonialkonferenz“ in Paris, auf der diese Fragen diskutiert wurden. Doch die Ergebnisse blieben mager. Zwar konnten Soldaten aus den Kolonien nun unter bestimmten Bedingungen französische Bürger werden. In der Praxis ist es jedoch nur relativ selten zur Verleihung des Bürgerrechts an Veteranen gekommen. Ehemalige Soldaten wurden von der kolonialen Arbeitspflicht ausgenommen und erhielten das Recht auf Pensionen, die denen französischer Veteranen entsprachen. Auch sollten sie wie ihre französischen Kameraden bei der Vergabe von Arbeitsstellen bevorzugt werden. Doch all dies wurde oft nicht in die Tat umgesetzt.

Weitergehende politische Forderungen wie die nach Einführung von Selbstverwaltung blieben bis zum Ende der französischen Kolonialherrschaft unerfüllt. Auch in dieser Hinsicht fiel die Bilanz des Krieges für die französischen Kolonien also deutlich negativer aus als etwa für Indien. Wilsons 14-Punkte-Programm und die Oktoberrevolution beflügelten jedoch auch hier die Opposition gegen den Kolonialismus. Im Februar 1919 fand in Paris der erste Pan-Afrikanische Kongress statt, der von Blaise Diagne und dem afroamerikanischen Bürgerrechtler William Edward Du Bois geleitet wurde

und eine Petition an die gleichzeitig tagende Friedenskonferenz richtete, in dem Selbstverwaltung für die Afrikaner gefordert wurde, wenn auch mit dem einschränkenden Zusatz „so schnell es ihre Entwicklung erlaubt“. Auch in Indochina regten sich Hoffnungen auf mehr Mitsprache. Ho Chi Minh, der damals einen Verein der vietnamesischen Arbeiter in Frankreich leitete, publizierte im Juni 1918 eine Petition, in der er für Indochina mehr Selbstbestimmung und eine Vertretung im französischen Parlament forderte. Von Unabhängigkeit war auch hier noch nicht die Rede.

Unter den indigenen Eliten und Intellektuellen hat der Krieg ohne Zweifel zu einem antikolonialen Politisierungsschub geführt. Dies ist auch in China, in Korea oder Ägypten zu beobachten. Ob dies auch für die einfachen Soldaten aus den britischen und französischen Kolonien gilt, ist angesichts der gegenwärtigen Forschungs- und Quellenlage nicht eindeutig zu beantworten. Vieles deutet auf ambivalente Erfahrungen und Haltungen hin. Bei den Soldaten und Arbeiter aus den französischen Kolonien entwickelten sich vielfach Ressentiments gegen Frankreich, weil sie sich ausgebeutet oder als Kanonenfutter missbraucht sahen. Viele waren aber auch stolz auf die eigene Leistung, auf Auszeichnungen und Beförderungen und die damit verbundene Teilhabe, auch wenn diese dann hinter den Erwartungen oft zurückblieb. Viele Kolonialsoldaten entwickelten ein positives Bild von Frankreich. Ihnen erschienen die Franzosen in ihrem eigenen, vom Feind bedrohten und teilweise besetzten Land deutlich weniger hochmütig als die Kolonialbeamten und Siedler in den Kolonien. Auch die Disziplin in der Armee wurde oft als gerechter und weniger willkürlich erfahren als das oft brutale Regime in Übersee. Hinzu kam, dass die Männer aus den Kolonien nun erkannten, dass es auch in Frankreich arme und unterdrückte Menschen gab und dass das Land eine Klassengesellschaft war. Es gab nicht nur Spannungen, sondern auch Kameradschaft mit den einfachen französischen Soldaten. Der

Durchhaltewillen der Bevölkerung und die Tapferkeit der französischen Soldaten wurden oft bewundert. Der Mythos von der Unbesiegbarkeit und Unfehlbarkeit des weißen Mannes löste sich jedoch bei vielen auf.¹⁷

Noch positiver waren die Erfahrungen und Eindrücke der indischen Soldaten, die in Frankreich zum Einsatz kamen oder in englischen Lazaretten versorgt wurden.¹⁸ Zwar litten sie, wie andere Soldaten auch, unter vielfachen Entbehrungen, wobei hinzukam, dass sie in vorderster Front meist ihre religiösen Speisevorschriften nicht einhalten konnten. Der Dienst in Europa war jedoch deutlich beliebter als der in Mesopotamien oder Persien und erhöhte in der Regel das Prestige der Soldaten in ihrer Heimat. Der Kulturkontakt mit Franzosen und Briten führte oft zu einem positiven Bild von Europa und zu Vergleichen, bei der das eigene Heimatland schlecht abschneidet. In manchen Fällen kam es sogar zu einer sehr weitgehenden Akkulturation bis hin zu Partnerschaften und Ehen mit französischen Frauen. Positiv gesehen wurde vor allem der hohe Bildungsstand, der als Grund für den größeren Wohlstand galt. Auch die hohe Produktivität der Landwirtschaft, der Fleiß der Bevölkerung und ihre Sparsamkeit wurden hervorgehoben. An Indien wurden dagegen oft die hohen und unproduktiven Ausgaben für religiöse Zeremonien wie Hochzeiten und Beerdigungen kritisiert. Dies führte auch häufig zu entsprechenden Ratschlägen an die Familien daheim. Diese wiederum äußerten nicht selten die Befürchtung, dass die Soldaten die Bindung an ihre Religion und ihr Heimatland verlieren könnten, was offenbar nicht völlig unbegründet war. Politische Themen spielen eine geringe Rolle. Die Vorstellung, dass sich Indien durch den Kriegseinsatz das Recht auf größere politische Selbstständigkeit und Selbstbestimmung

17 Aldrich, Hilliard, *The French and British Empires*, 534 f.

18 Zum Folgenden: David Omissi, „Europe Through Indian Eyes: Indian Soldiers Encounter England and France, 1914–1918“, *English Historical Review* 122 (2007), 371–396.

erworben habe, findet sich selten, was allerdings auch eine Folge der Briefzensur gewesen sein könnte. Keine Zensur der Welt konnte die Soldaten jedoch zu Loyalitätsbekundungen gegenüber der britischen Krone zwingen, die relativ häufig in den Briefen vorkamen, vor allem im Zusammenhang mit Besuchen des Königs oder seiner Familienmitglieder an der Front oder in Krankenhäusern.

Diese indischen Quellen bestätigen die gängigen Annahmen über die politischen Auswirkungen des Weltkriegs im kolonialen Raum nicht. Diese gehen meist davon aus, dass der Krieg das Prestige der Europäer in den Kolonien beschädigt habe. Das jahrelange sinnlose Morden sei als Selbstzerstörung Europas und tiefe Krise der europäischen Zivilisation empfunden worden und habe in aller Welt zu einem Schub an antikolonialem und antieuropäischem Selbstbewusstsein geführt. Für die Intelligenz und die Eliten, die oft in Europa studiert hatten, mag diese gelten, ganz gleich ob in Japan, Indien, China oder Lateinamerika. Die Soldaten aus den Kolonien scheinen diese Haltungen jedoch nicht immer geteilt haben. Im Gegenteil: Im Fall der indischen Soldaten aus dem Punjab hat der Kriegseinsatz die Bindungen an das Empire und das positive Bild von Europa möglicherweise sogar gefestigt.

Der Erste Weltkrieg als globaler Wirtschaftskrieg

Über Sieg oder Niederlage entschieden im Ersten Weltkrieg nicht nur die unterschiedlichen demographischen und ökonomischen Potenziale der beteiligten Mächte, sondern auch die unterschiedliche Position der beiden Seiten im globalen Wirtschaftskrieg. Die Mittelmächte wurden durch die britische Seeblockade von den Weltmärkten weitgehend abgeschnitten und ihre internationalen Handelsbeziehungen durch den Krieg viel stärker gestört als die der Entente. Sie mussten daher ihre Wirtschaft radikaler umstellen, wenn sie die Versorgung mit

kriegswichtigen Gütern und Lebensmitteln sicherstellen wollten. Der U-Boot-Krieg zwang jedoch auch Frankreich, Großbritannien und Italien zu einer dirigistischen Konzentration der heimischen Ressourcen auf kriegswichtige Branchen und zur Reglementierung der Importe, zumal Frankreich wichtige Industrieviertel durch die deutsche Besetzung des Nordostens verloren hatte.

Die Westalliierten waren dabei auf allen Feldern der kriegswirtschaftlichen Organisation aufs Ganze gesehen erfolgreicher als die Mittelmächte: Bei der Erhöhung der Rüstungsproduktion und ihrer Versorgung mit Rohstoffen, bei der Kriegsfinanzierung und auch bei der Lebensmittelversorgung, obwohl gerade Großbritannien wegen seiner geringen landwirtschaftlichen Produktion besonders verwundbar war. Dies ist vor allem auf die konsequente Ausnutzung ihrer globalen Marktmacht zurückzuführen.¹⁹ Zwar entwickelten die Deutschen zahlreiche Ersatzstoffe für kriegswichtige Materialien, etwa Aluminium für Kupfer oder synthetisches Ammoniak für Salpeter, das für die Düngemittel- und Sprengstoffproduktion gebraucht wurde. Die Rohstoffe und Lebensmittel wurden zunehmend rationiert und bewirtschaftet. Doch letztlich blieben den von den Weltmärkten abgeschnittenen Mittelmächten nichts anderes übrig, als den zunehmenden Mangel zu verwalten.

Auch in Großbritannien wurden kriegswichtige Güter staatlich bewirtschaftet und rationiert. Das begann bei den Eisenbahnen, die auf der Insel noch weitgehend in privaten Händen waren, und dehnte sich 1916 auf die Stahlproduktion und 1917 auf die Kohleförderung aus. Ab August 1917 wurde der private Kohleverbrauch wie in Deutschland und Frankreich rationiert. Der Schlüssel für den Erfolg der Alliierten war jedoch nicht, dass sie ihre begrenzten heimischen Res-

19 Zum Folgenden insgesamt: Theo Balderston, „Industrial Mobilization and War Economics“, Horne (Hg.), *Companion*, 217–233.

sources staatlicher Kontrolle unterwarfen, sondern massiv in die internationalen Märkte eingriffen und dort strategische Rohstoffe, Lebensmittel und Güter aller Art in großem Stil aufkauften. Das britische Munitionsministerium stieg auf diese Weise zum größten Handelskonzern der Welt mit einem Jahresumsatz von mehreren Hundert Million Pfund auf. Durch den Einsatz der geballten Marktmacht des Staates konnte der private Wettbewerb weitgehend ausgeschaltet und die Preise in einem erträglichen Rahmen gehalten werden. Dabei kooperierten die Briten zunehmend mit ihren Verbündeten, um einen unnötigen Wettbewerb zwischen den Staaten der Entente zu vermeiden. 1915 wurde die amerikanische Privatbank J.P. Morgan zum gemeinsamen Einkaufsagenten in den USA ernannt. Sie sorgte auch dafür, dass Deutschland an der Wall Street von der Kreditvergabe ausgeschlossen wurde. Der Kriegseintritt der USA dagegen löste die britischen Finanzierungsprobleme. Im April 1917 verfügte Großbritannien gerade noch über so viele Sicherheiten, um drei Wochen lang Waren in den USA zu ordern.²⁰ Nach dem Kriegseintritt der USA wurden die Finanzierungsengpässe Großbritanniens rasch behoben, da die amerikanische Regierung nun staatliche Garantien und Kredite vergab.

Mit dem Kriegseintritt der USA machte die Kontrolle der globalen Märkte durch interalliierte Gremien weitere Fortschritte. Sie war deshalb so erfolgreich, weil es außerhalb der Entente kaum Märkte gab, auf denen die Rohstoffproduzenten ihre Waren hätten verkaufen können. Die Importe konnten überdies leicht kontrolliert werden, weil sie über wenige Häfen, vor allem in Großbritannien und Frankreich, liefen. Hinzu kam, dass die Alliierten den internationalen Schiffsverkehr und auch das maritime Versicherungswesen dominierten, dessen Fäden in London zusammenliefen. Schon 1913 befanden sich sechzig Prozent der globalen Schiffskapazitäten in

20 David Stevenson, *Cataclysm. The First World War as a Political Tragedy* (New York 2004), 186.

britischer Hand. Über ihr globales Netz von Kohlestationen, auf das alle angewiesen waren, konnten die Briten überdies Druck auf den Schiffsverkehr der Neutralen ausüben. Auch das hat die Kontrolle des Welthandels erleichtert.²¹

Ähnliches lässt sich auch für die Versorgung mit Arbeitskräften sagen, die wegen der Einberufungen überall knapp wurden. Die Deutschen setzten zunehmend Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten ein. Die Franzosen dagegen konnten auf Arbeiter aus ihren Kolonien und China zurückgreifen, aber auch aus Spanien. Am wichtigsten aber war, dass die Mächte der Entente weiter über Zugang zu den globalen Finanzmärkten verfügten, die Mittelmächte dagegen von ihnen ausgeschlossen wurden. Die Briten erhielten Kredite in New York, Russen, Franzosen und Italiener in London. Der Erste Weltkrieg stellte also keineswegs den Beginn einer Phase wirtschaftlicher De-Globalisierung dar, wie oft behauptet worden ist. Die Weltwirtschaft, die sich im 19. Jahrhundert immer stärker intensiviert und verflochten hatte, wurde im Ersten Weltkrieg nicht zerstört, sondern nur reorganisiert und gegen die Mittelmächte mobilisiert und zwar von den Zentren her, in denen auch bisher ihre Fäden zusammenge²²laufen waren.

Globale Auswirkungen des Krieges: Japan

Schon in wirtschaftlicher Hinsicht hatte der Erste Weltkrieg deshalb tiefgreifende Auswirkungen auch auf neutrale Länder und auf Weltregionen, in denen nicht oder kaum gekämpft wurde. Japan war vor 1914 zur regionalen Großmacht in Ostasien aufgestiegen. Dabei war das Land, das sich im 19. Jahr-

21 Balderston, „Industrial Mobilization“, 226 f.

22 Adam Tooze, Ted Fertik, „The World Economy and the Great War“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 214–238.

hundert allen Kolonialisierungsversuchen westlicher Mächte erfolgreich widersetzt hatte, selbst zur Kolonialmacht geworden. Nach dem Sieg über China 1895 waren Taiwan und Südsachalin und nach dem gewonnenen Krieg gegen Russland 1905 Korea unter japanische Herrschaft gekommen. Auch verfügte das Land 1914 bereits über die mit Abstand stärkste Flotte in der Region. Sie bestand aus vierzehn Schiffen, darunter die 1912 fertiggestellte Kongo, die als das größte und am stärksten bewaffnete Kriegsschiff der Welt galt.

Der Große Krieg, der die europäischen Mächte absorbierte, war für Japan eine willkommene Gelegenheit, seine Stellung in Ostasien weiter auszubauen und sein junges Imperium zu arrondieren. Ein Gesuch der Briten um Hilfe bei der Verfolgung des deutschen Ostasiengeschwaders wurde von der japanischen Führung weit ausgelegt und ohne Zögern genutzt, um in den Krieg gegen Deutschland einzutreten. Ende August nahmen japanische Truppen nach einer mehrwöchigen Belagerung von Tsingtao unter geringen Verlusten das deutsche Pachtgebiet an der chinesischen Küste ein. In den folgenden Wochen besetzten die Japaner auch die größten Teile der deutschen Kolonien im nördlichen Pazifik, die Marianen, die Karolinen- und Marschall-Inseln. Auch im folgenden Jahr nutzte Japan das kriegsbedingte Machtvakuum in Ostasien weiter aus und setzte gegen das von inneren Konflikten geschwächte China unter Protest der Briten und Amerikaner weitreichende Forderungen durch. Am Krieg in Europa hat sich Japan dagegen militärisch nicht beteiligt, von der Entsendung eines kleinen Flottengeschwaders ins Mittelmeer 1917, das nicht in Kämpfe verwickelt wurde, einmal abgesehen. Insgesamt hat wohl keine der am Ersten Weltkrieg beteiligten Mächte in diesem mit so geringem Aufwand so viel erreicht wie Japan. Größer angelegt war erst die japanische Sibirien-Intervention im russischen Bürgerkrieg, die bis 1922 anhielt und etwa 5.000 japanischen Soldaten das Leben kostete.

Auch wirtschaftlich hat es vom Ersten Weltkrieg stark profitiert. Durch die China aufgezwungenen Verträge erhielt es Zugang zu wichtigen Rohstoffen wie Kohle und Erz. Der Krieg eröffnete aber auch neue Absatzmärkte, besonders dort, wo die Europäer als Lieferanten von Konsumgütern ausfielen. Die Verbündeten wurden überdies mit kriegswichtigen Gütern beliefert. Für die Industrie, den Handel und den Finanzmarkt des Landes markierte der Krieg daher einen Wendepunkt. Industrialisierung und Urbanisierung machten rasch weitere Fortschritte. Dies führte aber auch zu verschärften sozialen Konflikten und steigenden Preisen, die sich 1918 in Unruhen entluden.

Japan nahm zudem, auch wenn das Land militärisch kaum in den Konflikt involviert war, über die Medien intensiv am Krieg teil.²³ Diese erreichten infolge technischer Neuerungen nun auch in Japan ein Massenpublikum. Dessen Interesse am Krieg brach mit dem Ende der Kampfhandlungen in Ostasien im November 1914 offenbar keineswegs ab. So brachten die Zeitungshäuser und Verlage über die ganze Dauer des Krieges hinweg eine Fülle von Artikeln, Sonderheften und Sachbüchern über den fernen Krieg auf den Markt, die oft populär gehalten und reich mit großformatigen Fotografien illustriert waren. Dabei rückten mit der Zeit immer mehr der Kriegesalltag und das Leben an der ‚Heimatfront‘ in den betroffenen Gesellschaften in den Vordergrund.

Das Beispiel zeigt, dass der große Krieg ein globales Medienereignis war und einen weltweiten Erfahrungsraum konstituierte, der auch Länder wie Japan erfasste, wenn auch nur indirekt und über die Medien vermittelt. Diese vermittelte Form der Kriegserfahrung war keineswegs folgenlos, denn sie

23 Zum Folgenden insgesamt: Jan Schmidt, „Der Erste Weltkrieg als vermittelte Kriegserfahrung in Japan. Mediale Aneignungen und Studien durch Militär und Ministerialbürokratie“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 239–265.

interagierte in Japan mit der systematischen Kriegsbeobachtung durch zahlreiche Think Tanks. Sie wurden noch während des Krieges vom Militär, den Ministerien, aber auch großen Unternehmen und anderen Organisationen gegründet, um aus dem Krieg der anderen zu lernen, vor allem im Hinblick auf den nächsten eigenen Krieg, der angesichts wachsender Spannungen mit den USA bereits während des Ersten Weltkriegs in wichtigen Teilen der politischen Klasse des Landes zunehmend als unvermeidlich angesehen wurde. Aus dem großen Laboratorium, das der Krieg für sie darstellte, zogen die Beobachter und Experten der verschiedenen Stäbe in Japan vor allem die Lehre, dass der Weltkrieg zur Mobilisierung ganzer Gesellschaften und Volkswirtschaften führte. Das deckte sich mit dem Bild, das die Medien von diesem Krieg zeichneten, und schlug sich in politischen Diskursen und Empfehlungen an die Entscheidungsträger nieder, die auf staatliche Planung und ‚Social Engineering‘, die stärkere Mobilisierung von Konsens und eine Steigerung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und militärischen Effizienz des Landes zielten. Vor dem Hintergrund dieser Kriegsstudien wurde 1918 das Bildungssystem nach US-amerikanischen Vorbild reformiert, um mehr Chancengleichheit zu erreichen. Es kam aber auch zu einem Gesetz, das dem Militär in zukünftigen Kriegen weitreichende Befugnisse bei der Mobilisierung der Wirtschaft und der Sicherung von Rüstungsgütern, Rohstoffen, Lebensmitteln und Arbeitskräften einräumte und den Grundstein für ein weitläufiges militärisch-industrielles Planungs-wesen legte, das bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Bestand hatte.

Globale Auswirkungen des Krieges: Lateinamerika

Ein weiteres Beispiel für die globalen Folgen des Krieges ist Lateinamerika, das sich am Krieg militärisch kaum beteiligte, auch wenn viele Länder der Region im Gefolge der USA in

den Krieg eintraten.²⁴ Eine der wichtigsten Folgen für Lateinamerika ergab sich daraus, dass sich durch den Krieg in Europa die globalen Kräfteverhältnisse veränderten. So wie Japan in Ostasien und im Pazifik mehr Handlungsfreiheit erhielt, so galt dies für die USA in der westlichen Hemisphäre. Als Schutz- und Polizeimacht hatten sich die USA in politisch-militärischer Hinsicht vor allem in Zentralamerika und der Karibik bereits vor dem Krieg fest etabliert. Das strategische Interesse der USA an ihrem so genannten „Hinterhof“ stieg mit der Eröffnung des Panamakanals am 15. August 1914 noch weiter an. Mit dem Argument des Schutzes des Kanals vor den Übergriffen der Kriegsparteien und angesichts des kriegsbedingten Ausfalls der Europäer konnten die Vereinigten Staaten ihren Anspruch als Hegemonialmacht der gesamten westlichen Hemisphäre nun offener und offensiver vertreten. So besetzten U.S. Marines 1915 Haiti, 1916 die Dominikanische Republik und 1917 Kuba. In diesen Staaten dauerte die US-amerikanische Präsenz weit über das Kriegsende hinaus an. Das galt auch für Nicaragua, wo die US-Amerikaner bereits 1912 einmarschiert waren. 1917, wenige Tage vor dem Kriegseintritt, kauften die Vereinigten Staaten die dänischen Jungferninseln. Auf friedlichem Weg war die US-Regierung unter Woodrow Wilson darüber hinaus darum bemüht, das seit den 1890er-Jahren geschaffene lose panamerikanische System aus wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen unter US-amerikanischer Führung auszubauen.

Einschneidend waren auch die wirtschaftlichen Folgen des Krieges in der Region. Für Lateinamerika brachte die Blocka-

24 Zum Folgenden insgesamt: Stefan Rinke, „Ein Drama der gesamten Menschheit“. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 287–307; Ders., *Im Sog der Katastrophe. Lateinamerika und der Erste Weltkrieg* (Frankfurt/Main 2015); Olivier Compagnon, 1914–1918: The Death Throes of Civilization. The Elites of Latin America Face the First World War, in: Jenny MacLeod, Pierre Purseigle (Hgg.), *Uncovered Fields. Perspectives in First World War Studies* (Leiden 2004), 279–296; Olivier Compagnon, *L’adieu à l’Europe. L’Amérique latine e la Grande Guerra: Argentine et Brésil* (Paris 2013).

de die Unterbrechung der freien Handelsbeziehungen nach Europa und damit zu den für viele Länder der Region noch immer wichtigsten oder zweitwichtigsten Märkten. So waren etwa Lebensmittel nach den völkerrechtlichen Bestimmungen „eingeschränkte Konterbande“. Dies bedeutete, dass die britische Regierung von Fall zu Fall entschied, ob bestimmte Waren zu beschlagnahmen waren oder nicht. Ab November 1914 fiel auch Kaffee darunter, da, wie der costa-ricanische Gesandte in London feststellte, die großen deutschen Kaffeehändler vor allem in Guatemala und Venezuela getroffen werden sollten. Dies schuf Probleme für alle lateinamerikanischen Kaffeeexporteure. Die Proteste der amerikanischen Neutralen inklusive der Vereinigten Staaten gegen diese und ähnliche Maßnahmen verhallten jedoch ungehört.

Gezwungenermaßen mussten die Lateinamerikaner im Lauf des Kriegs ihre Geschäfte auf die Alliierten und auch einseitig auf die Ausfuhr kriegswichtiger Rohstoffe ausrichten. Diese Umstellung bereitete dem meist von wenigen oder gar nur einem einzigen Produkt abhängigen Exportsektor der lateinamerikanischen Länder massive Probleme. Hinzu kam, dass der Kapitalzufluss aus Europa zu einem abrupten Ende kam. Außerdem sanken die Importe überall so stark, dass Versorgungskrisen nicht ausblieben. Im Ersten Weltkrieg zeigte sich stärker denn je die Krisenanfälligkeit und Abhängigkeit der lateinamerikanischen Volkswirtschaften von Europa. Insgesamt betonten die Kommentare der führenden Politiker und der Presse immer wieder die Einbindung in einen globalen Kontext, der wenig Spielraum ließ.

Im Laufe des Jahres 1915 kam es jedoch im Exportsektor in einzelnen Ländern zu einer Erholung. Da die Preise der für die Alliierten kriegswichtigen Rohstoffe stiegen und die Einfuhren weit unter Vorkriegsniveau blieben, ergaben sich sogar vielfach positive Handelsbilanzen. Zinn aus Bolivien, Salpeter und Kupfer aus Chile und Peru, Weizen aus Argentinien, Fleisch aus Uruguay oder Zucker aus Kuba zählten zu den

stark nachgefragten Produkten. In einigen Ländern wirkte die Importkrise außerdem stimulierend auf die Importsubstituierung durch Industrialisierung und das vor allem dort, wo es bereits vor dem Krieg Ansätze dazu gegeben hatte.

Dennoch brachte der Krieg Probleme für die Arbeiterschaft in vielen Ländern der Region. Der Preisanstieg nahm in den Städten phasenweise erschreckende Ausmaße an, da auch Güter des Grundbedarfs wie etwa Brennstoffe zu den Importgütern zählten, die nun ausblieben. Auch die Preise für Lebensmittel schossen in die Höhe, wobei sogar Grundnahrungsmittel betroffen waren. Nicht ohne Grund beklagte die Presse den um sich greifenden Wucher und die Spekulation, die zu diesen Fehlentwicklungen beitrugen. Diese Entwicklungen sowie die wachsende Inflation, sinkende Reallöhne und phasenweise Massenarbeitslosigkeit führten vielerorts zum Anstieg von sozialen Spannungen, die sich jedoch aufgrund der Schwäche der Arbeiterbewegung vor 1917 kaum in größeren Streikaktionen niederschlug.

Eine der wichtigsten Folgen des Krieges war, dass sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Stellung der USA in der Region massiv verstärkte. Schon früh regte sich die Befürchtung, die Region könne wegen des Ausfalls Europas zur „Kriegsbeute“ der Nordamerikaner werden. Manche Zeitungen in Mexiko und Argentinien sagten schon im September 1914 eine regelrechte „kommerzielle Conquista“ voraus. In der Tat sahen die US-amerikanischen Unternehmen große Chancen durch den europäischen Krieg nicht zuletzt auch angesichts der Verbesserung der Reisemöglichkeiten durch den Panamakanal. Für zahlreiche Länder der Region wurden die Vereinigten Staaten im Krieg und durch den Krieg zum wichtigsten Außenhandelspartner und zur einzigen noch offenen Quelle von ausländischem Kapital.

So konnten sich denn auch viele lateinamerikanische Staaten dem Sog nicht entziehen, der vom Kriegseintritt der USA im April 1917 ausging. Allerdings entsprachen die Lateiname-

rikaner den Erwartungen der USA keineswegs in vollem Umfang, und es ergaben sich regionale Unterschiede. Die unter der US-amerikanischen militärischen und wirtschaftlichen Kontrolle stehenden Staaten Kuba und Panama erklärten Deutschland prompt ebenfalls den Krieg. Guatemala, Honduras, Nicaragua, die Dominikanische Republik und Haiti brachen zunächst die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich ab und erklärten erst im Lauf des Jahres 1918 den Krieg. Dies galt auch für Costa Rica, wo die 1917 durch einen Umsturz an die Macht gekommene Regierung Federico Tinocos hoffte, auf diese Weise die diplomatische Anerkennung durch die Vereinigten Staaten zu erlangen. Nur El Salvador, dessen Regierung über die US-amerikanische Vermittlung in der Grenzfrage mit Nicaragua verstimmt war, wahrte seine Neutralität. Die Reaktionen in Südamerika waren zurückhaltender als in Mittelamerika. Zwar brachen Bolivien, Brasilien, Ecuador, Peru und Uruguay noch im Lauf des Jahres 1917 die Beziehungen zu Deutschland ab, weil es mehr oder weniger direkte Probleme durch den deutschen U-Boot-Krieg gab, doch trat zunächst keines dieser Länder in den Krieg ein. Sieben weitere Staaten, darunter Argentinien, Chile und Mexiko, blieben bis Kriegsende neutral. Die Lage änderte sich erst im Oktober 1917, als die Regierung in Rio de Janeiro nach der wiederholten Torpedierung brasilianischer Schiffe dem Deutschen Reich den Krieg erklärte und sich damit erstmals ein lateinamerikanischer Staat offiziell an einem bewaffneten Konflikt außerhalb Amerikas beteiligte. Insgesamt lassen sich drei Motive für den Kriegsbeitritt ausmachen: erstens die wirtschaftliche Zwangslage, zweitens der politische Druck der Vereinigten Staaten und drittens die Auswirkungen des deutschen U-Boot-Kriegs. Auf der anderen Seite war die Entscheidung die Neutralität aufrechtzuerhalten meist auf einen Gegensatz zu den Vereinigten Staaten und die größere Selbständigkeit der betreffenden Regierungen oder die schlichte Abwesenheit eines Kriegsanlasses zurückzuführen.

Der direkte Beitrag der lateinamerikanischen Kriegsteilnehmer war alles andere als kriegsentscheidend. Zahlreiche Kubaner meldeten sich freiwillig für die Armee der Vereinigten Staaten. Nur Brasilien entsandte 1918 neben einer Sanitätsmission auch Marineverbände nach Europa, die aber zu spät kamen, um noch in die Kämpfe einzugreifen. Vielerorts kam es aber zu Zwangsmaßnahmen gegen deutsche Staatsangehörige und deutsches Eigentum. Außerdem brachten die Kriegserklärungen eine neue Dimension in die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa. Zumindest theoretisch waren die kriegführenden Länder nun gleichberechtigte Partner der Alliierten im Kampf gegen die Mittelmächte.

Der Erste Weltkrieg hatte aber auch tiefgreifende mediale und mentale Auswirkungen in Lateinamerika. Der Krieg war auch in dieser Weltregion das dominante Thema der Medien. Lateinamerika nahm ähnlich wie Japan medial stark am Krieg teil. Dabei sind vor allem zwei Entwicklungen zu beobachten. Zum einen wandelte sich das Bild Europas grundlegend. Europa verlor den Nimbus des überlegenen und bewunderten Zentrums der Welt und des Fortschritts, erschien nun als alt und verbraucht. Schlimmer noch: Europa wurde nun Verrat an der Zivilisation und Rückfall in die Barbarei vorgeworfen, wozu der von beiden Seiten betriebene Propagandakrieg, in dem jeweils der anderen Seite fundamentale Werte wie Kultur und Zivilisation abgesprochen wurde, erheblich beitrug. Zum anderen polarisierte sich die öffentliche Meinung aber auch bald. Dabei neigten die Sympathien der Meinungsmacher mit der Zeit immer stärker der Entente zu. Das lag nicht zuletzt daran, dass die Alliierten mit ihren Nachrichtenagenturen Reuters und Havas während des Kriegs in der Region praktisch ein Monopol über die Berichterstattung innehatten. Wichtige Faktoren waren auch der deutsche Überfall auf das neutrale Belgien und die dort von den Deutschen begangenen Verbrechen und der deutsche U-Boot-Krieg, der nicht nur die Interessen, sondern auch das Gerechtigkeitsempfinden der

Lateinamerikaner verletzte. Hinzu kamen die traditionellen Sympathien der lateinamerikanischen Eliten für Frankreich, das viele zu Reisen oder Studienaufenthalten besucht hatten. So riefen viele Intellektuelle zur Solidarität mit Frankreich auf, oft unter Berufung auf die gemeinsame ‚lateinische Abstammung‘ (race latine). Die Haltungen gegenüber den anderen Alliierten blieben dagegen eher zurückhaltend, vor allem gegenüber Russland. Auf der anderen Seite standen vor allem die in Lateinamerika lebenden Deutschen oder Deutschstämmigen.

Die Abwertung Europas führte zu einer Neubewertung des Eigenen und gab nationalistischen Kräften Auftrieb. Viele Intellektuelle sahen den Krieg als eine willkommene ‚Lehrstunde‘, um sich auf das eigene Land zu besinnen, wie es der argentinische Zoologe Clemente Onelli ausdrückte. „Vor allem in Mexiko“, so Stefan Rinke, „wies man darauf hin, dass die Gewaltausbrüche im so bewunderten Europa denen in der eigenen Region nicht nur in nichts nachstünden, sondern diese sogar noch überträfen.“ Hier konnte man im September 1914 in der Zeitschrift „El Democrata“ die ironische Bemerkung lesen, dass man Gott sei Dank in Lateinamerika noch nicht so weit entwickelt sei wie in Europa.²⁵ Diese Besinnung auf das Eigene ging mit einem Legitimitätsverlust der herrschenden Oligarchien einher, die das europäische Modell im 19. Jahrhundert zum Ziel der lateinamerikanischen Entwicklung erklärt hatten, dieses Versprechen jedoch nicht hatten einlösen können. Kritik an diesem Entwicklungsmodell, die wirkliche Eigenständigkeit, Gleichberechtigung und Souveränität im internationalen System und die Suche nach dem Authentischen und Eigenen betonte, war schon um die Jahrhundertwende aufgekommen (etwa bei dem Kubaner Martí oder dem Uruguayer Rodó, bei José Vasconcelos und Antonio Caso in

25 Stefan Rinke: ‚Ein Drama der gesamten Menschheit‘. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 287–307, hier 302.

Mexiko, bei Francisco García Calderón in Peru, Raimundo de Fariás Brito in Brasilien und Tancredo Pinochet in Chile). Sie erhielt im Krieg nun eine enorme Dynamik und Breitenwirkung. Dazu zählte auch die Zielvorstellung, sich aus der Abhängigkeit von den europäischen Märkten und ausländischen Monopolen zu lösen. Die Forderung, es den europäischen Mächten gleichzutun und den Handelsaustausch mit den regionalen Nachbarn zu intensivieren, ließ sich aufgrund der ökonomischen Zwänge aber kaum umsetzen.

Diese Entwicklung verband sich in vielen Ländern mit einer tiefgreifenden Politisierung. Sie wurde durch die Auseinandersetzungen zwischen Anhängern der Alliierten und der Mittelmächte gefördert. Zu ihnen kam es vor allem dort kam, dort, wo in größerem Umfang Einwanderer aus den kriegführenden Staaten lebten wie in Chile, Argentinien und Brasilien. Die Konfrontationen beschränkten sich jedoch keineswegs nur auf Angehörige nationaler Minderheiten. Nach dem Kriegseintritt der lateinamerikanischen Staaten 1917 erfuhr die Politisierung aufgrund des deutschen U-Boot-Kriegs und im Zusammenhang mit der Propagandaoffensive der Alliierten einen weiteren Schub. Die Mobilisierung der Massen vor allem in den Städten nahm ungekannte Ausmaße an und gewaltsame Übergriffe auf Einrichtungen der deutschen Minderheiten häuften sich.

Auch das untergrub die Legitimität der regierenden Oligarchien, zumal ihre Abhängigkeit vom Ausland im Krieg überdeutlich wurde und die sozialen Probleme im Innern zunahmen. Daher war es kein Wunder, dass die reformorientierten Kräfte Lateinamerikas im Krieg ihre Aktivitäten intensivierten. Insbesondere die akademisch gebildeten städtischen Mittelschichten traten nun verstärkt mit dem Anspruch an, im Namen der Nation gesellschaftliche Reformen voranzutreiben. Manche organisierten sich in neuen nationalistischen Parteien. Andere engagierten sich in Gruppierungen, die zum Beispiel für die Rechte der indigenen Bevölkerung oder der Arbeiter

eintraten. Meist handelte es sich um Aktionsbündnisse oder Bewegungen, bei denen sich nationalistische Überzeugungen und Reformentwürfe mit dem Anspruch der Modernisierung auf eigenständigen Pfaden paarten.

Auch die Frauenrechtsbewegungen gewannen in diesem Kontext an Fahrt. Das konnten sie unter anderem deshalb, weil das Bild der Frau während des Krieges eine neue Dimension gewann. Die lateinamerikanische Spezifik liegt hier vor allem darin, dass auch die in den Krieg eintretenden Staaten der Region in der Regel nur indirekt durch Spenden und Nachschubsicherung am Krieg beteiligt waren. Daher konnte man auf das klassische Bild des Mannes als Krieger nicht zurückgreifen. Umso wichtiger wurden die Frauen. So wurden häufig Bilder von militarisierten Frauen zum Symbol des Kriegsbeitrags der eigenen Nation verwendet, Bilder von weißen Frauen, die im Roten Kreuz Dienst taten oder in soldatischer Pose, die Nationalflagge schwenkend, als Symbol einer idealisierten, ethnisch einheitlichen Nation vorgeführt wurden.

Wichtig ist ferner die organisierte Arbeiterschaft, denn der Erste Weltkrieg brachte in ganz Lateinamerika eine starke Zunahme des Protestpotenzials und zwar nicht nur wegen interner Entwicklungen, sondern auch aus einer transnationalen, medial vermittelten Dynamiken heraus. So wurde die Russische Revolution in der Arbeiterpresse mit größtem Interesse verfolgt und auf öffentlichen Kundgebungen beispielsweise an den Maifeiertagen in den Jahren 1917 und 1918 jubelt. Die Arbeiter gingen ab 1917 in den Städten und auf dem Land vielerorts zu einer kämpferischen Vertretung ihrer Interessen über. Vielerorts flammten Streiks auf, wobei es sich nicht nur um die Reaktion auf Hungerkrisen, sondern auch um politische Streiks mit dem Ziel der Verkürzung der Arbeitszeit oder des Schutzes des Streikrechts handelte. Ein weiteres Beispiel für die politische Mobilisierung, die die Hegemonie der liberalen Oligarchien unterminierte, ist die

Studentenbewegung, die sich seit Anfang 1918 vom argentinischen Córdoba aus nach Peru und Chile verbreitete. Auch ihre Dynamik ist nicht ohne den Krieg und die, wenn auch nur mittelbare, Kriegserfahrung der jungen Generation zu verstehen, denn ihre Programmatik ist durchsetzt von der Absage an europäische Konventionen und Modelle, von der Rhetorik der Reform und des nationalen Aufbruchs und von der Idee der besonderen Zukunftsfähigkeit Lateinamerikas angesichts der europäischen Katastrophe, die aber eben auch ein globales Ereignis war, wie dieses Beispiel erneut zeigt.

Bibliographie

Aksakal, Mustafa. *The Ottoman Road to War: The Ottoman Empire and the First World War*. Cambridge 2008.

Aldrich, Robert & Hilliard, Christopher. „The French and British Empires“. In: John Horne (Hg.). *A Companion to World War I*. Oxford 2010. S. 524–539.

Balderston, Theo. „Industrial Mobilization and War Economics“. In: John Horne (Hg.). *A Companion to World War I*. Oxford 2010. S. 217–233.

Compagnon, Olivier. „1914–1918: The Death Throes of Civilization. The Elites of Latin America Face the First World War“. In: Jenny MacLeod & Pierre Purseigle (Hgg.). *Uncovered Fields. Perspectives in First World War Studies*. Leiden 2004. S. 279–296.

Compagnon, Olivier. *L’adieu à l’Europe. L’Amérique latine e la Grande Guerra: Argentine et Brésil*. Paris 2013.

Daniel, Ute u.a. (Hgg.), 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War (issued by Freie Universität Berlin 2014-10-08 (<http://encyclopedia.1914-1918-online.net>)).

Dickinson, Frederick R. War and National Reinvention: Japan in the Great War. Boston/Mass. 2010.

Förster, Stig. Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg. In: Gerhard Hirschfeld et al. (Hgg.). Enzyklopädie Erster Weltkrieg. S. 242–248.

Hamilton, Richard F. & Herwig, Holger H. World Wars: Definitions and Causes. In: Dies. (Hgg.). The Origins of World War I. Oxford 2003. S. 1–44.

Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hgg.). Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2009.

Horne, John (Hg.). A Companion to World War I. Oxford 2010.

Janz, Oliver. 14. Der große Krieg. Frankfurt/Main 2013.

Killingray, David. „The War in Africa“. In: John Horne (Hg.). A Companion to World War I. Oxford 2010. S. 112–126.

Manela, Erez. „Imagining Woodrow Wilson in Asia. Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919“. American Historical Review 111 (2006). S. 1327–1351.

Manela, Erez, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism.* Oxford 2007.

Nasson, Bill. *Springbocks on the Somme. South Africa in the Great War 1914–1918.* Johannesburg 2007.

Omissi, David. „Europe Through Indian Eyes: Indian Soldiers Encounter England and France, 1914–1918“. *English Historical Review* 122 (2007). S. 371–396.

Paice, Edward. *World War I: The African Front.* New York 2008.

Rinke, Stefan. „'Ein Drama der gesamten Menschheit'. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg'. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 287–307.

Rinke, Stefan. *Im Sog der Katastrophe. Lateinamerika und der Erste Weltkrieg.* Frankfurt/Main 2015.

Rosenberg, Emily S. (Hg.). *1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege.* München 2012.

Schmidt, Jan. „Der Erste Weltkrieg als vermittelte Kriegserfahrung in Japan. Mediale Aneignungen und Studien durch Militär und Ministerialbürokratie“. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 239–265.

Strachan, Hew. *Der Erste Weltkrieg.* München 2004.

Strachan, Hew. „The First World War as a Global War“. *First World War Studies* 1 (2010). S. 3–14.

Tooze, Adam & Fertik, Ted. „The World Economy and the Great War“. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 214–238.

Winter, Jay (Hg.). *The Cambridge History of the First World War*. 3 Bde. Cambridge 2014.

Xu, Guoqi. *China and the Great War. China's Pursuit of a New National Identity and Internationalization*. Cambridge 2005.

Xu, Guoqi. *Strangers on the Western Front. Chinese Workers in the Great War*. Cambridge 2011.

Xu, Guoqi. „The Great War and China's Military Expedition Plan“. *Journal of Military History* 72 (2008). S. 105–140.

Zimmerer, Jürgen. „Kolonialkrieg“. In: Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hgg.). *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2009. S. 617–620.

Zürcher, Erik Jan. „What Was Different About the Ottoman War?“ *Pera Blätter* 27. Bonn 2014.

Bisher erschienene Pera-Blätter

- Nr. 1 VORHOFF, Karin: Die Aleviten – eine Glaubensgemeinschaft in Anatolien. 1995.
- Nr. 2 SCHÖNIG, Claus: Von Hunnen, Türken und Mongolen. Eine vorgeschlagene Periodisierung der türkischen Geschichte. 1994.
- Nr. 3 NEUWIRTH, Angelika: Zur Symbolik des Islam. Neue Überlegungen zur Gebetsrichtung. 1995.
- Nr. 4 HÖFERT, Almut: Das Fremde durch die Brille des Eigenen. Das mittelalterliche Erbe im europäischen Türkenbild der Renaissance. 1995.
- Nr. 5 BERG, Andrea: Baschkirien und Tatarstan im Spiegel der türkischen Presse. 1996.
- Nr. 6 SCHÖNIG, Hanne: Feudalistisch organisierte Nomaden im Wandel der Zeit: Die Tuareg in Südostalgerien. 1996.
- Nr. 7 DRESSLER, Markus: Vom Ulu Önder zum Mehdi – Zur Darstellung Mustafa Kemals in den alevitischen Zeitschriften Cem und Nefes. 1996.
- Nr. 8 BERGER, Albrecht: Minderheiten und Ausländer im byzantinischen Konstantinopel. 1996.

- Nr. 9 DALITZ, Renée: *The Sewing Machine and the Car. A critical Introduction to Western Feminist Theories of Knowledge.* 1996.
- Nr. 10 PUSCH, Barbara: *Die Umweltdiskussion bei muslimischen Intellektuellen und radikalen Grünen in der Türkei.* 1996.
- Nr. 11 PFEIFFER, Judith: *Twelver Shi'ism as State Religion in Mongol Iran: An Abortive Attempt, Recorded and Remembered.* 1996.
- Nr. 12 WILD, Stefan: *Türken, Araber und Deutsche. Bemerkungen zur Entstehung und Bewertung von Völkerfreundschaften. (Deutsch-türkische Ausgabe).* 1991.
- Nr. 13 BUCHNER, Roswitha: *Die Fotografenfirmen Sebah und Joaillier. Das Bild Istanbuls im 19. Jahrhundert.* 1997.
- Nr. 14 *Istanbul-Miniaturen. Zusammengestellt und übersetzt von Klaus-Detlev Wanning. Türkisch-deutsche Ausgabe anlässlich des 10jährigen Bestehens der Abteilung Istanbul des Orient-Instituts der DMG.* 1997.
- Nr. 15 LIER, Thomas; PREISLER, Holger; SCHUBERT, Gudrun: *Hellmut Ritter und die DMG in Istanbul. Herausgegeben anlässlich des 10jährigen Bestehens der Abteilung Istanbul des Orient-Instituts der DMG.* 1997.

- Nr. 16 YEŞİLADA, Karin: Die geschundene Suleika – Das Eigenbild der Türkei in der deutschsprachigen Literatur türkischer Autorinnen. 2000.
- Nr. 17 AYGEN, Zeynep: Vom Stadtrand zum innerstädtischen Verfall – Kreuzberg in Berlin-Zeyrek in Istanbul. 2000.
- Nr. 18 MOTIKA, Raoul: Entwicklungstendenzen des Islam in Tatarstan. 2002.
- Nr. 19 GESER, Marcel: Geschichte des deutschen Kindergartens Istanbul. 2007.
- Nr. 20 MOMMSEN, Katharina: Goethe's Relationship to the Turks as Mirrored in his Works. 2011.
- Nr. 21 SCHARLIPP, Wolfgang-Ekkehard: Sherlock Holmes und Mike Hammer in der Türkei. Genre und Subgenre in der türkischen Kriminalliteratur. 2011.
- Nr. 22 ÖZAKTÜRK, Hülya: Ehrenmorde in der Türkei. 2012.
- Nr. 23 JOPPIEN, Charlotte (Hg.), KAMP, Kristina und SCHULZ, Ludwig: Zehn Jahre AKP – Eine Retrospektive auf Außen-, Innen- und Kommunalpolitik. 2012.
- Nr. 24 LAUT, Jens Peter: Was ist Turkologie? Überlegungen zu einem sogenannten Orchideenfach. 2013.

- Nr. 25 KRUMEICH, Gerd: Vom Krieg der Großmächte zur Katastrophe Europas. 2014.
- Nr. 26 GLASSEN, Erika: Die phonetische und semantische Emanzipation der arabischen Lehnwörter *huzur*, *hüzün* und *sohbet* im Osmanischen und ihre mentalitätshistorische Bedeutung. 2014.
- Nr. 27 ZÜRCHER, Erik Jan: What was different about the Ottoman war? 2014.
- Nr. 28 PUSCH, Barbara und SPLITT, Julia (Hg.): 50 Jahre deutsch-türkische Migrationsforschung: Ein autobiografischer Rückblick von Prof. Dr. NERMIN ABADAN-UNAT. 2014.
- Nr. 29 WINTER, Jay: The trans-national history of the Great War. 2015.
- Nr. 30 URSINUS, Michael: Sarajevo, an Ottoman City of Many Names and Disputed History. 2015.

Oliver Janz

Der Erste Weltkrieg als globaler Krieg

Der Begriff des ‚Weltkriegs‘ ist lange nicht ernst genommen worden. Für die Zeitgenossen bedeutete er meist nur ‚großer Krieg‘, Krieg zwischen den großen europäischen Weltmächten.¹ Diese eurozentrische Sicht haben die Historiker des Ersten Weltkriegs von den Zeitgenossen übernommen. Ihr Blick auf den Krieg war daher lange auf Europa, meist sogar nur West- und Mitteleuropa, verengt. Die Beteiligung außereuropäischer Staaten und Regionen geriet dadurch im europäischen Bewusstsein weitgehend in Vergessenheit. Die Globalhistoriker haben sich bisher mit wenigen Ausnahmen nur wenig für den Ersten Weltkrieg interessiert. Im gegenwärtig erscheinenden, von Akira Iriye und Jürgen Osterhammel herausgegebenen Handbuch der Globalgeschichte ist kein Kapitel oder auch nur Unterkapitel dem Ersten Weltkrieg gewidmet, auch wenn der Band, der die Zeit 1870–1945 behandelt, den Titel „Weltmärkte und Weltkriege“ trägt.² Die weltumspannende Dimension des Ersten Weltkrieges ist von den First World War Studies erst in den letzten Jahren in den Blick

1 Hew Strachan, *Der Erste Weltkrieg* (München 2004), 96; Ders., „The First World War as a Global War“, *First World War Studies* 1 (2010), 3–14, hier 5; Stig Förster, „Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg“, Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* (Paderborn 2009), 242–248.

2 Emily S. Rosenberg (Hg.), *1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege* (München 2012).

genommen worden.³ Ob der Erste Weltkrieg ein globaler Krieg war, was ihn dazu machte, ist dabei aber erst ansatzweise geklärt worden.⁴ Die Antwort hängt, wie so oft, von den Begriffen und ihren Definitionen ab. Was macht einen Krieg zum Weltkrieg? Sind es die außereuropäischen Kriegsschauplätze? Sind es die globale Vernetzung regionaler Konflikte und die Beteiligung außereuropäischer Staaten? Oder sind es vor allem seine globalen Folgen?

Außereuropäische Schauplätze des Krieges

Für Richard F. Hamilton und Holger H. Herwig liegt ein Weltkrieg vor, wenn mindestens fünf größere Mächte beteiligt sind und es auf mindestens zwei Kontinenten zu Kampfhandlungen kommt.⁵ Danach war der Erste Weltkrieg ohne Zweifel ein Weltkrieg, denn gekämpft wurde in Afrika, im Nahen und Mittleren Osten, in Ostasien, im pazifischen Raum und auf den Weltmeeren. Schon die Kämpfe in Afrika machen den Krieg nach dieser Definition zu einem Weltkrieg.⁶ Deutschland verfügte hier nur über bescheidene Truppenkontingente. Diese waren von ihren Nachschubwegen infolge der alliierten Seehoheit weitgehend abgeschnitten. Dennoch haben sich die Kämpfe hier bis 1918 hingezogen. Das lag vor allem an der

3 Überblickte zu einzelnen Regionen und Themen finden sich in Jay Winter (Hg.), *The Cambridge History of the First World War*, 3 Bände (Cambridge 2014); John Horne (Hg.), *A Companion to World War I* (Oxford 2010); Ute Daniel, Peter Gatrell, Oliver Janz, Heather Jones, Jennifer Keene, Alan Kramer, Bill Nasson (Hgg.), 1914–1918-online. *International Encyclopedia of the First World War*, issued by Freie Universität Berlin 2014-10-08 (<http://encyclopedia.1914-1918-online.net>). Hier auch ausführliche Literaturhinweise, auf die ich im Folgenden weitgehend verzichte.

4 Oliver Janz, 14 – Der große Krieg (Frankfurt/Main 2013), 133–136.

5 Richard F. Hamilton, Holger H. Herwig, „World Wars: Definitions and Causes“, dies. (Hgg.), *The Origins of World War I* (Oxford 2003), 1–44, hier 2.

6 Zum Folgenden insgesamt: Edward Paice, *World War I: The African Front* (New York 2008); Bill Nasson, *Springbocks on the Somme. South Africa in the Great War 1914–1918* (Johannesburg 2007); David Killingray, „The War in Africa“, Horne (Hg.), *Companion*, 112–126; Jürgen Zimmerer, „Kolonialkrieg“, Hirschfeld u.a. (Hgg.), *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, 617–620.

Entscheidung der Briten, die Eroberung der deutschen Kolonien ausschließlich mit lokalen Truppen zu bewerkstelligen. Schnelle Erfolge haben die Alliierten nur in Togo erzielt, wo die kleine deutsche Schutztruppe schon Ende August kapituliert. Die Eroberung Kameruns, an der sich neben britischen und französischen Truppen auch belgische Einheiten aus dem Kongo beteiligten, band bereits sehr viel mehr Kräfte und zog sich bis Februar 1916 hin.

Die Einnahme Deutsch-Südwestafrikas sollte durch die Südafrikanische Union erfolgen, deren Regierung ein ‚Greater South Africa anstrebte‘ und daher auf das Ansinnen Londons bereitwillig einging. Auch sie zog sich jedoch länger hin als geplant. Das lag nicht zuletzt daran, dass der Krieg gegen die deutschen Nachbarn selbst in Teilen der weißen Bevölkerung wenig populär war, vor allem bei den ‚Alt-Buren‘, die ihrer Unabhängigkeit hinterher trauerten und keine Neigung hatten, gegen die deutschen Kolonisten in Südwest zu kämpfen, die sie noch vor wenigen Jahren im Burenkrieg unterstützt hatten. So kam es zu Aufständen in der Armee, deren Niederschlagung mehr Opfer kostete als der Feldzug gegen die Deutschen, der im Sommer 1915 erfolgreich beendet wurde. Eine Besonderheit des Krieges in Südwest war, dass er weitgehend zwischen Weißen ausgetragen wurde, weil die schwarze Bevölkerung dort nach dem Vernichtungskrieg gegen die Herero und Name bereits weitgehend dezimiert war und Schwarze in Südafrika aus rassenpolitischen Gründen nur als Arbeiter für die Armee rekrutiert wurden.

Am längsten und verlustreichsten war der Krieg um Deutsch-Ostafrika, der größten deutschen Kolonie. Er wies an sich schon globale Züge auf, denn in ihm kamen nicht nur Kolonialtruppen der Briten und Belgier aus anderen Teilen Afrikas, sondern auch Einheiten aus Indien zum Einsatz. Seit 1916 waren auch starke weiße Verbände aus Südafrika beteiligt, am Ende auch portugiesische Einheiten aus Mozambik. Die deutsche Schutztruppe hielt über Jahre hinweg einer er-

drückenden alliierten Übermacht stand. Das beruhte vor allem darauf, dass Lettow-Vorbeck auf Guerilla-Taktiken setzte. Dennoch lief seine Strategie, beträchtliche Kräfte des Gegners für längere Zeit an der Peripherie zu binden, letztlich ins Leere, denn die Kolonialtruppen der Alliierten, die jahrelang in Afrika gegen die Deutschen kämpften, wären wahrscheinlich niemals in Europa eingesetzt worden. Das gilt auch für die südafrikanischen Verbände.

Dennoch kann der Krieg in Ostafrika nicht einfach als Nebenschauplatz abgetan werden, wie dies häufig geschehen ist. Zwar war die Zahl der eingesetzten Soldaten mit rund 200.000 Mann begrenzt, ebenso wie ihre tödlichen Verluste, die sich auf etwa 23.000 Mann beliefen, weniger als an einzelnen Tagen an der Westfront gefallen sind. Die Folgen des Krieges für Ostafrika waren jedoch verheerend. Das lag vor allem daran, dass er als Bewegungskrieg in einem Gebiet von großer Ausdehnung geführt wurde, in dem es kaum Straßen und Eisenbahnlinien gab. Da Packtiere für Krankheiten anfällig waren, setzten beide Seiten in großem Stil Einheimische als Hilfskräfte und Träger ein. Insgesamt wurden zehnmals mehr Träger als Soldaten eingesetzt, was oft übersehen wird. Allein die Briten haben in Kenia, Rhodesien, Malawi, dem Kongo, Mosambik und Deutsch-Ostafrika mindestens eine Million Träger für den Feldzug rekrutiert. Die belgische Force Publique setzte neben 20.000 Soldaten 250.000 Träger ein.

Diese Zwangsrekrutierung junger Männer hatte fatale Folgen für die Wirtschaft der gesamten Region, aber auch für die Träger selbst. Denn diese wurden nur unzureichend versorgt und erkrankten daher oft. Vor allem in der letzten Phase des Krieges sanken ihre Kalorienrationen dramatisch. Die Todesrate unter ihnen lag viel höher als unter den Soldaten und entsprach etwa der an der Westfront. Allein von den auf britischer Seite eingesetzten Trägern sind über 100.000 während des Feldzugs gestorben. 45.000 von ihnen stammten aus Ke-

nia, wo sie ein Achtel der erwachsenen männlichen Bevölkerung ausmachten.

Auch sonst wurde die Zivilbevölkerung der Region schwer in Mitleidenschaft gezogen. Infolge der fehlenden Infrastruktur und der chronischen Nachschubprobleme mussten sich die Truppen beider Seiten auf ihren Märschen zum großen Teil aus dem Land versorgen. So wurde die einheimische Bevölkerung auch durch Requisitionen und Plünderungen belastet, die ihre Lebensgrundlagen zerstörten. Hungersnöte und Seuchen waren die Folge. Am härtesten hat der Krieg Deutsch-Ostafrika getroffen. Genaue Statistiken fehlen. Schätzungen gehen aber davon aus, dass in der Kolonie bis Kriegsende rund 650.000 Menschen infolge des Krieges ums Leben kamen, fast ein Zehntel der Einwohner, die Opfer der bei Kriegsende einsetzenden Spanischen Grippe noch nicht mitgerechnet.

Die Beteiligung außereuropäischer Mächte

Folgt man der Definition von Hamilton und Herwig, war der Erste Weltkrieg schon deshalb ein Weltkrieg, weil der Krieg zwischen den europäischen Mächten auch außerhalb Europas ausgetragen wurde, im Fall von Afrika vor allem mit ihren kolonialen Hilfstruppen. Solche Kriege hatte es allerdings auch schon in früheren Zeiten gegeben. Nach Hamilton und Herwig war der Erste Weltkrieg daher auch nicht der erste, sondern der siebte Weltkrieg nach einer ganz Reihe von Kriegen wie dem Siebenjährigen Krieg oder den napoleonischen Kriegen, die alle auch außerhalb Europas ausgetragen wurden.⁷ Diese Definition ist offenkundig zu weit, um die Besonderheit moderner Weltkriege zu erfassen. Sie besteht vor allem darin, dass sich in ihnen regionale Konflikte an europäische Kernkonflikte andockten und zu einem globalen Gesche-

7 Hamilton, Herwig, „World Wars“, 3f.

hen vernetzten und dass sich im Zuge dieser Ausweitung auch souveräne außereuropäische Mächte an ihnen beteiligten.⁸ Dies war in größerem Umfang erst im Ersten Weltkrieg der Fall. Dieser ist daher der erste wirklich globale Krieg der Weltgeschichte.

Vor allem die intensiven Bemühungen beider Seiten um weitere Bündnispartner führten schnell dazu, dass sich der Krieg ausweitete. Um weitere Staaten zum Kriegseintritt zu bewegen, mussten Zugeständnisse an sie gemacht werden. So wurden immer mehr regionale Konflikte an den Krieg ange-dockt, die mit dem zentralen Geschehen wenig zu tun hatten.⁹ Diese Dynamik lässt sich nicht nur im Fall von Italien, Bulgarien, Rumänien oder Portugal, sondern auch von Japan, China und dem Osmanischen Reich beobachten. Sie alle versuchten, den europäischen Kernkonflikt auszunutzen. Dem Osmanische Reich und China ging es vor allem darum, dem weiteren Machtgewinn ihrer starken Nachbarn Russland und Japan vorzubeugen, verlorene Territorien und Souveränität wieder-zugewinnen und internationale Gleichberechtigung zu erlan-gen.¹⁰ Das Osmanische Reich verfolgte daneben auch expan-sive Kriegsziele, vor allem im Kaukasus und Mittelasien.¹¹ Für den jungen japanischen Imperialismus war der Krieg die willkommene Gelegenheit, um zur dominanten Macht in Ost-asien aufzusteigen und weiter zu expandieren.¹² Aber auch Australien und Südafrika nutzten den Krieg für eigene Ziele,

8 Förster, Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg, 243.

9 Strachan, The First World War as a Global War, 10ff.

10 Guoqi Xu, China and the Great War. China's Pursuit of a New National Identity and Internationalization (Cambridge 2005); Ders., „The Great War and China's Military Expedition Plan“, Journal of Military History 72 (2008), 105–140.

11 Mustafa Aksakal, The Ottoman Road to War: The Ottoman Empire and the First World War (Cambridge 2008).

12 Frederick R. Dickinson, War and National Reinvention: Japan in the Great War (Boston/Mass. 2010), 35.

zu Expansion und Souveränitätsgewinn und heizten ihn durch ihren ‚Subimperialismus‘ weiter an.

Zu einer weiteren Ausweitung des Krieges kam es auch dadurch, dass Deutschland die Verbindungswege des Gegners durch einen globalen Seekrieg zu stören versuchte. Der unbeschränkte U-Boot-Einsatz hat entscheidend, wenn auch nicht allein, zum Kriegseintritt der USA beigetragen und in ihrem Gefolge auch zu dem zahlreicher lateinamerikanischer Staaten, zumal es sich nun kaum noch ein Staat leisten konnte, abseits zu stehen, da sich deutlich abzeichnete, dass die Welt am Tisch der Sieger neu geordnet werden würde.

Doch zunächst war es vor allem der Kriegseintritt des Osmanischen Reichs, der den Krieg über Europa hinaus ausweitete. Der Krieg wurde nun in den Kaukasus, nach Mesopotamien, Persien, den Sinai und Arabien getragen. Das hatte beträchtliche Auswirkungen auf den Krieg in Europa, denn die osmanische Armee, die über eine Million Soldaten mobilisierte, band starke russische und britische Kräfte. Die Folgen für die Region waren dramatisch und wirken bis heute nach.¹³ Der gesamte Nahe und Mittlere Osten wurde in Brand gesetzt. Es kam zu Völkermord und Deportationen in bisher völlig unbekanntem Ausmaß. Die Zivilbevölkerung Kleinasiens wurde durch Hungersnöte und Epidemien schwer dezimiert. Über ein Drittel der zivilen Opfer des Ersten Weltkrieges entfallen auf diese Region. Am Ende kamen weitere Vertreibungen und ein großangelegter Bevölkerungsaustausch hinzu, der die über 2000-jährige Geschichte der Griechen in Kleinasien beendete. So hat der Krieg die demographischen, ethnischen und sozialen Strukturen der Region tiefgreifend umgewälzt, von den politischen Verhältnissen ganz zu schweigen. Bezieht man den Nahen und Mittleren Osten ein, relativieren sich überdies konventionelle Periodisierungen. Aus der Sicht dieser Region ist der Erste Weltkrieg nur Teil eines umfassenderen Kon-

13 Erik Jan Zürcher, „What Was Different About the Ottoman War?“ *Pera Blätter* 27 (Bonn 2014).

fliktgeschehens, das mit dem italienisch-osmanischen Krieg von 1911 einsetzt und bis zum griechisch-türkischen Krieg reicht, der mit dem Frieden von Lausanne 1923 beendet wurde. Ein ähnliches Argument lässt sich für Osteuropa äußern, wo der Erste Weltkrieg nahtlos in den russischen Bürgerkrieg übergeht, der erst 1922 endete.

Die Kolonialimperien

Ein globaler Krieg war der Erste Weltkrieg aber auch deshalb, weil Frankreich und Großbritannien von Beginn an in großem Stil auf die ökonomischen und humanen Ressourcen ihrer Kolonialimperien zurückgriffen.¹⁴ Diese waren 1914 größer als jemals zuvor und umfassten ein Viertel der Weltbevölkerung, 440 Millionen Menschen, von denen 90% auf das britische Weltreich entfielen. Frankreich rekrutierte 550.000 Mann in seinen Kolonien, von denen 440.000 in Europa zum Einsatz kamen. In Indien wurden 1,3 Millionen Soldaten mobilisiert, von denen über 800.000 außerhalb des Subkontinents eingesetzt wurden. Ein großer Teil der britischen Truppen, die in Europa und auf anderen Kriegsschauplätzen wie dem Nahen und Mittleren Osten kämpften, stammten aus Australien, Neuseeland, Kanada und Südafrika. Die Dominions stellten 1,2 Millionen Soldaten, von denen 900.000 in Europa zum Einsatz kamen. Darüber hinaus setzten Briten und Franzosen auch in beträchtlichem Umfang Arbeitskräfte aus ihren Kolonien und aus China in Europa und anderswo ein.

Die Dominions unterstützten die Kriegsanstrengungen des Mutterlandes von Anfang an in beträchtlichem Umfang. Kanada lieferte zahlreiche Rüstungsgüter und stellte 458.000 Soldaten. Fast 60.000 Kanadier fielen, über 170.000 wurden

14 Einen guten Überblick zu diesem Thema bieten: Robert Aldrich, Christopher Hilliard, „The French and British Empires“, Horne (Hg.), Companion, 524–539.

verwundet. Neuseeland stellte 112.000 Mann, mehr als ein Zehntel seiner gesamten Bevölkerung. 40 Prozent der Männer im Alter zwischen 25 und 40 Jahren nahmen am Krieg teil, mehr als die Hälfte davon verlor ihr Leben oder wurde verwundet. Australien, das 1914 vier Millionen Einwohner hatte, stellte 332.000 Mann, etwa die Hälfte aller wehrfähigen Männer. Von ihnen kamen 60.000 im Krieg ums Leben, weitere 167.000 wurden verwundet. Die australische Verlustquote war mit 68 Prozent die höchste aller Armeen des Britischen Empire. Südafrika mobilisierte 136.000 Soldaten, die vorwiegend gegen die deutschen Kolonien in Afrika eingesetzt wurden, zu einem Teil aber auch an der Westfront. Schwarze Südafrikaner waren vom Kriegsdienst ausgeschlossen, über 40.000 von ihnen kamen jedoch in Frankreich als Arbeitskräfte zum Einsatz. Insgesamt beteiligten sich die Dominions mit 1,2 Million Soldaten am Krieg, eine beträchtliche Unterstützung für die sechs Millionen Soldaten, die während des Krieges in Großbritannien und Irland ausgehoben wurden. Die Dominions stellten einen ähnlich hohen Anteil ihrer wehrfähigen Männer wie Großbritannien (53 Prozent) und auch die Quote ihrer Gefallenen stand der des Mutterlands (12 Prozent) in nichts nach. Es ist daher nicht verwunderlich, dass sich der Erste Weltkrieg tief in das kollektive Gedächtnis dieser Gesellschaften eingeschrieben hat.

Die Rekrutierung der Soldaten erfolgte zunächst wie im Mutterland auf freiwilliger Basis. Das Reservoir der Freiwilligen war jedoch bald ausgeschöpft. Nach der Einführung der Wehrpflicht in Großbritannien wurde diese daher auch in Neuseeland (1916) und Kanada (1917) eingeführt. In Kanada kam es zu heftigen Debatten über die Wehrpflicht, ebenso wie in Australien, wo ihre Einführung 1916 und 1917 in zwei Referenden scheiterte.

Die Kontingente der Dominions waren zunächst voll in die britischen Streitkräfte eingegliedert und wurden auch von britischen Generälen befehligt. Im Laufe des Krieges wurden

diese durch eigene Kommandeure ersetzt. Die Kontingente wurden immer mehr zu eigenständigen Streitkräften. Auch politisch wurden die Dominions durch den Krieg deutlich selbstständiger. Unter Lloyd George entstanden eine ganze Reihe von imperialen Gremien, in denen die Premierminister der Dominions einbezogen wurden, was sie erheblich aufwertete. Sie forderten, als „autonomous nations of an Imperial Commonwealth“ anerkannt zu werden. Dies bezog sich auch auf ihre Außenpolitik, die bis dahin in der Zuständigkeit Londons lag. Westminster konnte sich diesen Forderungen immer weniger widersetzen, je länger der Krieg dauerte. So wurde den Dominions schließlich eine „adequate voice in foreign policy“ eingeräumt. Dieser Souveränitätsgewinn fand nach dem Ende der Kämpfe seinen sichtbaren Ausdruck darin, dass die Dominions bei den Friedensverhandlungen mit selbständigen Delegationen vertreten waren. Insgesamt hat der Krieg die Nationsbildung und Eigenständigkeit der Dominions also deutlich vorangetrieben, zumal sie der Krieg mit Mythen und symbolischen Orten wie Gallipoli versorgte, die bis heute zum Kernbestand ihrer nationalen Erinnerungskultur zählen. Kein Land der Welt gibt gegenwärtig für die Feiern zur Erinnerung an den Weltkrieg mehr Geld aus als Australien.

Aber auch aus anderen Teilen des Empire kamen Soldaten und Arbeitskräfte, vor allem aus Indien. Ursprünglich plante London, indische Soldaten nur in begrenztem Umfang einzusetzen, um sein Kolonialregime auf dem Subkontinent nicht zu schwächen. Vorgesehen war vor allem ein Einsatz in Ägypten, damit die dort stationierten britischen Truppen nach Frankreich verlegt werden konnten. Doch angesichts der prekären Lage an der Westfront wurden seit Anfang 1915 indische Einheiten auch in Frankreich eingesetzt. Das nach Europa verschiffte Armeekorps umfasste vier Divisionen und bestand aus 28.500 Indern und 16.000 britischen Soldaten. Zwei Divisionen wurden nach hohen Verlusten Ende des Jahres wieder aus Europa abgezogen. Zum Einsatz kamen die indischen

Truppen nun vor allem in Mesopotamien, aber auch in Palästina, Ostafrika, in Gallipoli, auf der arabischen Halbinsel und am Persischen Golf. Insgesamt mobilisierten die Briten in Indien 1,3 Millionen Mann, von denen 827.000 auch eingesetzt wurden. Das waren mehr Soldaten als Serbien oder Rumänien in den Kampf geschickt hat. 60.000 indische Soldaten kamen im Krieg ums Leben, deutlich mehr Gefallene als Belgien zu beklagen hatte. Indien lieferte darüber hinaus Hilfsgüter in beträchtlichem Umfang.

Auch in Indien verstärkte der Krieg die Bestrebungen, die auf mehr Autonomie und Selbstverwaltung zielten. Der von Hindus dominierte Indische Nationalkongress und die Muslimliga forderten „Home Rule“ nach dem Vorbild der Dominions. 1916 verabschiedeten sie ein gemeinsames Programm, das Reformen forderte, die der einheimischen Bevölkerung eine Mehrheit in den Vertretungsorganen sichern sollten. In der britischen Indienpolitik kam es zunehmend zu einem Umdenken, zumal sich der hohe Steuerdruck und der Preisanstieg infolge der Kontributionen negativ auf die wirtschaftliche Lage auswirkten. Die Revolution in Russland und die prekäre militärische Lage der Entente spielten den indischen Autonomiebestrebungen in die Hände. Am 20. August 1917 erklärte Indienminister Edwin Montagu vor dem Unterhaus die graduelle Entwicklung der Selbstverwaltung und Selbstregierung Indiens zum Ziel der britischen Politik. Dieses Versprechen wurde 1919 teilweise umgesetzt. Ein Teil der Lokalverwaltung ging nun in indische Hände über. So hat der Krieg insgesamt zu einer Politisierung der einheimischen Eliten und Intellektuellen geführt und zum Eintritt vieler Inder in Provinzpolitik und Verwaltung. Er war damit ohne Zweifel eine wichtige Etappe auf dem Weg zur Selbstständigkeit. Darüber hinaus gehende Reformen und Konzessionen blieben freilich aus. So wurde die Forderung des Nationalkongresses nach einer eigenständigen Vertretung Indiens auf der Friedenskonferenz von den Briten nicht erfüllt. Und auch das Programm Wil-

sons, das um Demokratie und nationale Selbstbestimmung kreiste und auf dem Subkontinent starke Hoffnungen erzeugt hatte, blieb ein leeres Versprechen, was in Indien erhebliche Enttäuschung auslöste, ähnlich wie in Ägypten und Korea.¹⁵

Auch Frankreich rekrutierte in großem Stil indigene Truppen in seinen Kolonien. Von den 550.000 Soldaten kamen 438.000 in Europa oder dem Nahen Osten zum Einsatz. Die Kolonialtruppen machten über fünf Prozent der französischen Streitkräfte aus. Sie kamen vor allem aus Nord- und Westafrika, aber auch aus Indochina, Madagaskar und Somalia. Die Kolonialsoldaten waren vielfältiger Diskriminierung ausgesetzt. Ihre Aufstiegschancen in der französischen Armee waren begrenzt. Das galt vor allem für die Soldaten aus Schwarzafrika. Einige Historiker vertreten die Ansicht, die Kolonialtruppen seien besonders häufig in gefährliche Einsätze geschickt und als Kanonenfutter gebraucht worden. Dies ist umstritten. Die Verluste der Kolonialtruppen (87.000 Gefallene, 240.000 Verwundete) lagen nur geringfügig über dem französischen Durchschnitt. Angesichts der Tatsache, dass viele Einheiten wegen der hohen Krankheitsanfälligkeit der Soldaten aus Übersee in den Wintermonaten nach Südfrankreich verlegt werden mussten und daher kürzer eingesetzt wurden als andere Truppenteile, erlitten die Kolonialtruppen jedoch relativ hohe Verluste.

Frankreich rekrutierte nicht nur Soldaten, sondern auch rund 220.000 Arbeiter aus seinen Kolonien in Übersee, um sie in der Industrie oder Landwirtschaft einzusetzen. Die meisten von ihnen kamen aus Algerien und Indochina. Auch in China wurden Arbeitskräfte angeworben, von Frankreich wie von Großbritannien. Sie wurden zum großen Teil direkt an der Front eingesetzt. Nicht wenige der 140.000 Chinesen kamen

15 Erez Manela, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism* (Oxford 2007); Ders., „Imagining Woodrow Wilson in Asia. Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919“, *American Historical Review* 111 (2006), 1327–1351.

dabei ums Leben.¹⁶ Die Arbeiter aus dem kolonialen Raum stellten eine wichtige Ergänzung der 230.000 Arbeitsmigranten dar, die aus dem neutralen Spanien nach Frankreich kamen. Ein großer Teil der Arbeitskräfte aus den Kolonien konzentrierte sich in Paris, in Marseille und anderen Hafenstädten. Sie wurden dort streng von der Polizei überwacht, um Revolten vorzubeugen. Viele beschwerten sich über niedrige Löhne und harte Arbeitsbedingungen. Manche scheinen das Leben in den französischen Städten jedoch auch genossen zu haben, obwohl Spannungen mit der einheimischen Bevölkerung nicht ausblieben. Die Gewerkschaften waren über die Anwerbung nicht begeistert. Französische Arbeiter und Soldaten befürchteten, dass ihnen die Arbeiter aus Übersee die Arbeit und die Frauen wegnähmen. So kam es vor allem in den letzten beiden Kriegsjahren auch zu Ausschreitungen gegen sie oder gegen Kolonialsoldaten, die sich auf Fronturlaub befanden.

Der Krieg hat die französischen Kolonien stärker in Mitleidenschaft gezogen als die der Briten, was nicht zuletzt daran lag, dass sie nicht so groß und bevölkerungsreich wie die britischen und daher größerem Druck ausgesetzt wurden. Der Krieg hat die französische Kolonialherrschaft daher auch stärker destabilisiert. Die bürokratische Infrastruktur wurde durch die Einberufung vieler Kolonialbeamter geschwächt. Die Unterbrechung des Handels mit Deutschland führte zu wirtschaftlichen Schäden, vor allem in Marokko und Tahiti. Durch die massive Steigerung der staatlichen Nachfrage kam es zu einer Verteuerung und Verknappung von Lebensmitteln und anderen Gütern. Das traf vor allem die indigene Bevölkerung, die auch unter höheren Steuern und Abgaben zu leiden hatte. Hunger und Epidemien waren die Folge. Verschärfte Zensur, Überwachung und Propaganda konnten nicht verhin-

16 Guoqi Xu, *Strangers on the Western Front. Chinese Workers in the Great War* (Cambridge 2011).

dern, dass die Unzufriedenheit rasch wuchs. So kam es während des Krieges zu zahlreichen Revolten in Westafrika, Algerien, Marokko, Neukaledonien und Indochina. Die größte von ihnen war der Grande-Rivière-Aufstand in Westafrika 1915/16, der sich neun Monate hinzog und 160.000 Menschen und 500 Ortschaften erfasste. Er wurde mit aller Härte niedergeschlagen, wobei mehrere tausend Menschen ums Leben kamen.

Diese Revolten waren vor allem Reaktionen auf den zunehmenden Einsatz von Zwang bei der Rekrutierung von Soldaten. 1917 wurde in den französischen Kolonien in Afrika die Wehrpflicht eingeführt, obwohl die Einheimischen fast durchweg keine Bürger, sondern nur Untertanen Frankreichs und damit weitgehend rechtlos waren. Daraufhin flohen viele kriegstaugliche Männer in die portugiesischen oder britischen Nachbarkolonien. Die Härte der französischen Rekrutierungsmethoden stieß nicht nur bei der einheimischen Bevölkerung auf Kritik, sondern selbst bei dem hohen französischen Kolonialbeamten Joost van Vollenhoven, dem früheren Gouverneur von Indochina, der im Mai 1917 Gouverneur von Französisch-Westafrika wurde. Er widersetzte sich mit großem Nachdruck den neuen Aushebungen, die vom Kolonialministerium unter André Maginot verordnet worden waren. Darüber kam es auch zu einer direkten Auseinandersetzung mit Ministerpräsident Clemenceau, der sich im Dezember auf Maginots Seite geschlagen hatte. Van Vollenhoven reichte daraufhin seinen Abschied ein und kehrte als einfacher Hauptmann an die Front zurück, wo er im Juli 1918 im Kampf sein Leben ließ.

Die Revolten destabilisierten die französische Kolonialherrschaft, aber sie bedrohten sie nicht in ihren Grundfesten, denn sie zielten nicht auf ihre Abschaffung, sondern auf eine Verbesserung der Lebensbedingungen und das Ende der Aushebungen. Es gab jedoch personelle Kontinuitätslinien zwischen diesen Revolten und den späteren nationalen Befrei-

ungsbewegungen, etwa in Madagaskar oder in Tunesien. In den Bergen Marokkos kam es schon 1921 zu einem Aufstand der Rifkabylen und nach militärischen Erfolgen auch zur Ausrufung einer eigenständigen Republik. Dem konnte erst einige Jahre später mit einem großangelegten Einsatz der französischen Armee unter General Philippe Pétain ein Ende gemacht werden.

Auch in den französischen Kolonien regte sich die Hoffnung, dass ihre Beteiligung am Krieg zu einer Veränderung ihres Status und zu mehr Rechten für ihre Einwohner führen werde. Solche Erwartungen wurden etwa von Blaise Diagne formuliert, dem ersten Schwarzen in der französischen Nationalversammlung, der dort seit 1914 sein Heimatland, den Senegal, vertrat. 1917 kam es zu einer „Kolonialkonferenz“ in Paris, auf der diese Fragen diskutiert wurden. Doch die Ergebnisse blieben mager. Zwar konnten Soldaten aus den Kolonien nun unter bestimmten Bedingungen französische Bürger werden. In der Praxis ist es jedoch nur relativ selten zur Verleihung des Bürgerrechts an Veteranen gekommen. Ehemalige Soldaten wurden von der kolonialen Arbeitspflicht ausgenommen und erhielten das Recht auf Pensionen, die denen französischer Veteranen entsprachen. Auch sollten sie wie ihre französischen Kameraden bei der Vergabe von Arbeitsstellen bevorzugt werden. Doch all dies wurde oft nicht in die Tat umgesetzt.

Weitergehende politische Forderungen wie die nach Einführung von Selbstverwaltung blieben bis zum Ende der französischen Kolonialherrschaft unerfüllt. Auch in dieser Hinsicht fiel die Bilanz des Krieges für die französischen Kolonien also deutlich negativer aus als etwa für Indien. Wilsons 14-Punkte-Programm und die Oktoberrevolution beflügelten jedoch auch hier die Opposition gegen den Kolonialismus. Im Februar 1919 fand in Paris der erste Pan-Afrikanische Kongress statt, der von Blaise Diagne und dem afroamerikanischen Bürgerrechtler William Edward Du Bois geleitet wurde

und eine Petition an die gleichzeitig tagende Friedenskonferenz richtete, in dem Selbstverwaltung für die Afrikaner gefordert wurde, wenn auch mit dem einschränkenden Zusatz „so schnell es ihre Entwicklung erlaubt“. Auch in Indochina regten sich Hoffnungen auf mehr Mitsprache. Ho Chi Minh, der damals einen Verein der vietnamesischen Arbeiter in Frankreich leitete, publizierte im Juni 1918 eine Petition, in der er für Indochina mehr Selbstbestimmung und eine Vertretung im französischen Parlament forderte. Von Unabhängigkeit war auch hier noch nicht die Rede.

Unter den indigenen Eliten und Intellektuellen hat der Krieg ohne Zweifel zu einem antikolonialen Politisierungsschub geführt. Dies ist auch in China, in Korea oder Ägypten zu beobachten. Ob dies auch für die einfachen Soldaten aus den britischen und französischen Kolonien gilt, ist angesichts der gegenwärtigen Forschungs- und Quellenlage nicht eindeutig zu beantworten. Vieles deutet auf ambivalente Erfahrungen und Haltungen hin. Bei den Soldaten und Arbeiter aus den französischen Kolonien entwickelten sich vielfach Ressentiments gegen Frankreich, weil sie sich ausgebeutet oder als Kanonenfutter missbraucht sahen. Viele waren aber auch stolz auf die eigene Leistung, auf Auszeichnungen und Beförderungen und die damit verbundene Teilhabe, auch wenn diese dann hinter den Erwartungen oft zurückblieb. Viele Kolonialsoldaten entwickelten ein positives Bild von Frankreich. Ihnen erschienen die Franzosen in ihrem eigenen, vom Feind bedrohten und teilweise besetzten Land deutlich weniger hochmütig als die Kolonialbeamten und Siedler in den Kolonien. Auch die Disziplin in der Armee wurde oft als gerechter und weniger willkürlich erfahren als das oft brutale Regime in Übersee. Hinzu kam, dass die Männer aus den Kolonien nun erkannten, dass es auch in Frankreich arme und unterdrückte Menschen gab und dass das Land eine Klassengesellschaft war. Es gab nicht nur Spannungen, sondern auch Kameradschaft mit den einfachen französischen Soldaten. Der

Durchhaltewillen der Bevölkerung und die Tapferkeit der französischen Soldaten wurden oft bewundert. Der Mythos von der Unbesiegbarkeit und Unfehlbarkeit des weißen Mannes löste sich jedoch bei vielen auf.¹⁷

Noch positiver waren die Erfahrungen und Eindrücke der indischen Soldaten, die in Frankreich zum Einsatz kamen oder in englischen Lazaretten versorgt wurden.¹⁸ Zwar litten sie, wie andere Soldaten auch, unter vielfachen Entbehrungen, wobei hinzukam, dass sie in vorderster Front meist ihre religiösen Speisevorschriften nicht einhalten konnten. Der Dienst in Europa war jedoch deutlich beliebter als der in Mesopotamien oder Persien und erhöhte in der Regel das Prestige der Soldaten in ihrer Heimat. Der Kulturkontakt mit Franzosen und Briten führte oft zu einem positiven Bild von Europa und zu Vergleichen, bei der das eigene Heimatland schlecht abschneidet. In manchen Fällen kam es sogar zu einer sehr weitgehenden Akkulturation bis hin zu Partnerschaften und Ehen mit französischen Frauen. Positiv gesehen wurde vor allem der hohe Bildungsstand, der als Grund für den größeren Wohlstand galt. Auch die hohe Produktivität der Landwirtschaft, der Fleiß der Bevölkerung und ihre Sparsamkeit wurden hervorgehoben. An Indien wurden dagegen oft die hohen und unproduktiven Ausgaben für religiöse Zeremonien wie Hochzeiten und Beerdigungen kritisiert. Dies führte auch häufig zu entsprechenden Ratschlägen an die Familien daheim. Diese wiederum äußerten nicht selten die Befürchtung, dass die Soldaten die Bindung an ihre Religion und ihr Heimatland verlieren könnten, was offenbar nicht völlig unbegründet war. Politische Themen spielen eine geringe Rolle. Die Vorstellung, dass sich Indien durch den Kriegseinsatz das Recht auf größere politische Selbstständigkeit und Selbstbestimmung

17 Aldrich, Hilliard, *The French and British Empires*, 534 f.

18 Zum Folgenden: David Omissi, „Europe Through Indian Eyes: Indian Soldiers Encounter England and France, 1914–1918“, *English Historical Review* 122 (2007), 371–396.

erworben habe, findet sich selten, was allerdings auch eine Folge der Briefzensur gewesen sein könnte. Keine Zensur der Welt konnte die Soldaten jedoch zu Loyalitätsbekundungen gegenüber der britischen Krone zwingen, die relativ häufig in den Briefen vorkamen, vor allem im Zusammenhang mit Besuchen des Königs oder seiner Familienmitglieder an der Front oder in Krankenhäusern.

Diese indischen Quellen bestätigen die gängigen Annahmen über die politischen Auswirkungen des Weltkriegs im kolonialen Raum nicht. Diese gehen meist davon aus, dass der Krieg das Prestige der Europäer in den Kolonien beschädigt habe. Das jahrelange sinnlose Morden sei als Selbstzerstörung Europas und tiefe Krise der europäischen Zivilisation empfunden worden und habe in aller Welt zu einem Schub an antikolonialem und antieuropäischem Selbstbewusstsein geführt. Für die Intelligenz und die Eliten, die oft in Europa studiert hatten, mag diese gelten, ganz gleich ob in Japan, Indien, China oder Lateinamerika. Die Soldaten aus den Kolonien scheinen diese Haltungen jedoch nicht immer geteilt haben. Im Gegenteil: Im Fall der indischen Soldaten aus dem Punjab hat der Kriegseinsatz die Bindungen an das Empire und das positive Bild von Europa möglicherweise sogar gefestigt.

Der Erste Weltkrieg als globaler Wirtschaftskrieg

Über Sieg oder Niederlage entschieden im Ersten Weltkrieg nicht nur die unterschiedlichen demographischen und ökonomischen Potenziale der beteiligten Mächte, sondern auch die unterschiedliche Position der beiden Seiten im globalen Wirtschaftskrieg. Die Mittelmächte wurden durch die britische Seeblockade von den Weltmärkten weitgehend abgeschnitten und ihre internationalen Handelsbeziehungen durch den Krieg viel stärker gestört als die der Entente. Sie mussten daher ihre Wirtschaft radikaler umstellen, wenn sie die Versorgung mit

kriegswichtigen Gütern und Lebensmitteln sicherstellen wollten. Der U-Boot-Krieg zwang jedoch auch Frankreich, Großbritannien und Italien zu einer dirigistischen Konzentration der heimischen Ressourcen auf kriegswichtige Branchen und zur Reglementierung der Importe, zumal Frankreich wichtige Industrieviertel durch die deutsche Besetzung des Nordostens verloren hatte.

Die Westalliierten waren dabei auf allen Feldern der kriegswirtschaftlichen Organisation aufs Ganze gesehen erfolgreicher als die Mittelmächte: Bei der Erhöhung der Rüstungsproduktion und ihrer Versorgung mit Rohstoffen, bei der Kriegsfinanzierung und auch bei der Lebensmittelversorgung, obwohl gerade Großbritannien wegen seiner geringen landwirtschaftlichen Produktion besonders verwundbar war. Dies ist vor allem auf die konsequente Ausnutzung ihrer globalen Marktmacht zurückzuführen.¹⁹ Zwar entwickelten die Deutschen zahlreiche Ersatzstoffe für kriegswichtige Materialien, etwa Aluminium für Kupfer oder synthetisches Ammoniak für Salpeter, das für die Düngemittel- und Sprengstoffproduktion gebraucht wurde. Die Rohstoffe und Lebensmittel wurden zunehmend rationiert und bewirtschaftet. Doch letztlich blieben den von den Weltmärkten abgeschnittenen Mittelmächten nichts anderes übrig, als den zunehmenden Mangel zu verwalten.

Auch in Großbritannien wurden kriegswichtige Güter staatlich bewirtschaftet und rationiert. Das begann bei den Eisenbahnen, die auf der Insel noch weitgehend in privaten Händen waren, und dehnte sich 1916 auf die Stahlproduktion und 1917 auf die Kohleförderung aus. Ab August 1917 wurde der private Kohleverbrauch wie in Deutschland und Frankreich rationiert. Der Schlüssel für den Erfolg der Alliierten war jedoch nicht, dass sie ihre begrenzten heimischen Res-

19 Zum Folgenden insgesamt: Theo Balderston, „Industrial Mobilization and War Economics“, Horne (Hg.), *Companion*, 217–233.

sources staatlicher Kontrolle unterwarfen, sondern massiv in die internationalen Märkte eingriffen und dort strategische Rohstoffe, Lebensmittel und Güter aller Art in großem Stil aufkauften. Das britische Munitionsministerium stieg auf diese Weise zum größten Handelskonzern der Welt mit einem Jahresumsatz von mehreren Hundert Million Pfund auf. Durch den Einsatz der geballten Marktmacht des Staates konnte der private Wettbewerb weitgehend ausgeschaltet und die Preise in einem erträglichen Rahmen gehalten werden. Dabei kooperierten die Briten zunehmend mit ihren Verbündeten, um einen unnötigen Wettbewerb zwischen den Staaten der Entente zu vermeiden. 1915 wurde die amerikanische Privatbank J.P. Morgan zum gemeinsamen Einkaufsagenten in den USA ernannt. Sie sorgte auch dafür, dass Deutschland an der Wall Street von der Kreditvergabe ausgeschlossen wurde. Der Kriegseintritt der USA dagegen löste die britischen Finanzierungsprobleme. Im April 1917 verfügte Großbritannien gerade noch über so viele Sicherheiten, um drei Wochen lang Waren in den USA zu ordern.²⁰ Nach dem Kriegseintritt der USA wurden die Finanzierungsengpässe Großbritanniens rasch behoben, da die amerikanische Regierung nun staatliche Garantien und Kredite vergab.

Mit dem Kriegseintritt der USA machte die Kontrolle der globalen Märkte durch interalliierte Gremien weitere Fortschritte. Sie war deshalb so erfolgreich, weil es außerhalb der Entente kaum Märkte gab, auf denen die Rohstoffproduzenten ihre Waren hätten verkaufen können. Die Importe konnten überdies leicht kontrolliert werden, weil sie über wenige Häfen, vor allem in Großbritannien und Frankreich, liefen. Hinzu kam, dass die Alliierten den internationalen Schiffsverkehr und auch das maritime Versicherungswesen dominierten, dessen Fäden in London zusammenliefen. Schon 1913 befanden sich sechzig Prozent der globalen Schiffskapazitäten in

20 David Stevenson, *Cataclysm. The First World War as a Political Tragedy* (New York 2004), 186.

britischer Hand. Über ihr globales Netz von Kohlestationen, auf das alle angewiesen waren, konnten die Briten überdies Druck auf den Schiffsverkehr der Neutralen ausüben. Auch das hat die Kontrolle des Welthandels erleichtert.²¹

Ähnliches lässt sich auch für die Versorgung mit Arbeitskräften sagen, die wegen der Einberufungen überall knapp wurden. Die Deutschen setzten zunehmend Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter aus den besetzten Gebieten ein. Die Franzosen dagegen konnten auf Arbeiter aus ihren Kolonien und China zurückgreifen, aber auch aus Spanien. Am wichtigsten aber war, dass die Mächte der Entente weiter über Zugang zu den globalen Finanzmärkten verfügten, die Mittelmächte dagegen von ihnen ausgeschlossen wurden. Die Briten erhielten Kredite in New York, Russen, Franzosen und Italiener in London. Der Erste Weltkrieg stellte also keineswegs den Beginn einer Phase wirtschaftlicher De-Globalisierung dar, wie oft behauptet worden ist. Die Weltwirtschaft, die sich im 19. Jahrhundert immer stärker intensiviert und verflochten hatte, wurde im Ersten Weltkrieg nicht zerstört, sondern nur reorganisiert und gegen die Mittelmächte mobilisiert und zwar von den Zentren her, in denen auch bisher ihre Fäden zusammenge²²laufen waren.

Globale Auswirkungen des Krieges: Japan

Schon in wirtschaftlicher Hinsicht hatte der Erste Weltkrieg deshalb tiefgreifende Auswirkungen auch auf neutrale Länder und auf Weltregionen, in denen nicht oder kaum gekämpft wurde. Japan war vor 1914 zur regionalen Großmacht in Ostasien aufgestiegen. Dabei war das Land, das sich im 19. Jahr-

21 Balderston, „Industrial Mobilization“, 226 f.

22 Adam Tooze, Ted Fertik, „The World Economy and the Great War“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 214–238.

hundert allen Kolonialisierungsversuchen westlicher Mächte erfolgreich widersetzt hatte, selbst zur Kolonialmacht geworden. Nach dem Sieg über China 1895 waren Taiwan und Südsachalin und nach dem gewonnenen Krieg gegen Russland 1905 Korea unter japanische Herrschaft gekommen. Auch verfügte das Land 1914 bereits über die mit Abstand stärkste Flotte in der Region. Sie bestand aus vierzehn Schiffen, darunter die 1912 fertiggestellte Kongo, die als das größte und am stärksten bewaffnete Kriegsschiff der Welt galt.

Der Große Krieg, der die europäischen Mächte absorbierte, war für Japan eine willkommene Gelegenheit, seine Stellung in Ostasien weiter auszubauen und sein junges Imperium zu arrondieren. Ein Gesuch der Briten um Hilfe bei der Verfolgung des deutschen Ostasiengeschwaders wurde von der japanischen Führung weit ausgelegt und ohne Zögern genutzt, um in den Krieg gegen Deutschland einzutreten. Ende August nahmen japanische Truppen nach einer mehrwöchigen Belagerung von Tsingtao unter geringen Verlusten das deutsche Pachtgebiet an der chinesischen Küste ein. In den folgenden Wochen besetzten die Japaner auch die größten Teile der deutschen Kolonien im nördlichen Pazifik, die Marianen, die Karolinen- und Marschall-Inseln. Auch im folgenden Jahr nutzte Japan das kriegsbedingte Machtvakuum in Ostasien weiter aus und setzte gegen das von inneren Konflikten geschwächte China unter Protest der Briten und Amerikaner weitreichende Forderungen durch. Am Krieg in Europa hat sich Japan dagegen militärisch nicht beteiligt, von der Entsendung eines kleinen Flottengeschwaders ins Mittelmeer 1917, das nicht in Kämpfe verwickelt wurde, einmal abgesehen. Insgesamt hat wohl keine der am Ersten Weltkrieg beteiligten Mächte in diesem mit so geringem Aufwand so viel erreicht wie Japan. Größer angelegt war erst die japanische Sibirien-Intervention im russischen Bürgerkrieg, die bis 1922 anhielt und etwa 5.000 japanischen Soldaten das Leben kostete.

Auch wirtschaftlich hat es vom Ersten Weltkrieg stark profitiert. Durch die China aufgezwungenen Verträge erhielt es Zugang zu wichtigen Rohstoffen wie Kohle und Erz. Der Krieg eröffnete aber auch neue Absatzmärkte, besonders dort, wo die Europäer als Lieferanten von Konsumgütern ausfielen. Die Verbündeten wurden überdies mit kriegswichtigen Gütern beliefert. Für die Industrie, den Handel und den Finanzmarkt des Landes markierte der Krieg daher einen Wendepunkt. Industrialisierung und Urbanisierung machten rasch weitere Fortschritte. Dies führte aber auch zu verschärften sozialen Konflikten und steigenden Preisen, die sich 1918 in Unruhen entluden.

Japan nahm zudem, auch wenn das Land militärisch kaum in den Konflikt involviert war, über die Medien intensiv am Krieg teil.²³ Diese erreichten infolge technischer Neuerungen nun auch in Japan ein Massenpublikum. Dessen Interesse am Krieg brach mit dem Ende der Kampfhandlungen in Ostasien im November 1914 offenbar keineswegs ab. So brachten die Zeitungshäuser und Verlage über die ganze Dauer des Krieges hinweg eine Fülle von Artikeln, Sonderheften und Sachbüchern über den fernen Krieg auf den Markt, die oft populär gehalten und reich mit großformatigen Fotografien illustriert waren. Dabei rückten mit der Zeit immer mehr der Kriegesalltag und das Leben an der ‚Heimatfront‘ in den betroffenen Gesellschaften in den Vordergrund.

Das Beispiel zeigt, dass der große Krieg ein globales Medienereignis war und einen weltweiten Erfahrungsraum konstituierte, der auch Länder wie Japan erfasste, wenn auch nur indirekt und über die Medien vermittelt. Diese vermittelte Form der Kriegserfahrung war keineswegs folgenlos, denn sie

23 Zum Folgenden insgesamt: Jan Schmidt, „Der Erste Weltkrieg als vermittelte Kriegserfahrung in Japan. Mediale Aneignungen und Studien durch Militär und Ministerialbürokratie“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 239–265.

interagierte in Japan mit der systematischen Kriegsbeobachtung durch zahlreiche Think Tanks. Sie wurden noch während des Krieges vom Militär, den Ministerien, aber auch großen Unternehmen und anderen Organisationen gegründet, um aus dem Krieg der anderen zu lernen, vor allem im Hinblick auf den nächsten eigenen Krieg, der angesichts wachsender Spannungen mit den USA bereits während des Ersten Weltkriegs in wichtigen Teilen der politischen Klasse des Landes zunehmend als unvermeidlich angesehen wurde. Aus dem großen Laboratorium, das der Krieg für sie darstellte, zogen die Beobachter und Experten der verschiedenen Stäbe in Japan vor allem die Lehre, dass der Weltkrieg zur Mobilisierung ganzer Gesellschaften und Volkswirtschaften führte. Das deckte sich mit dem Bild, das die Medien von diesem Krieg zeichneten, und schlug sich in politischen Diskursen und Empfehlungen an die Entscheidungsträger nieder, die auf staatliche Planung und ‚Social Engineering‘, die stärkere Mobilisierung von Konsens und eine Steigerung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und militärischen Effizienz des Landes zielten. Vor dem Hintergrund dieser Kriegsstudien wurde 1918 das Bildungssystem nach US-amerikanischen Vorbild reformiert, um mehr Chancengleichheit zu erreichen. Es kam aber auch zu einem Gesetz, das dem Militär in zukünftigen Kriegen weitreichende Befugnisse bei der Mobilisierung der Wirtschaft und der Sicherung von Rüstungsgütern, Rohstoffen, Lebensmitteln und Arbeitskräften einräumte und den Grundstein für ein weitläufiges militärisch-industrielles Planungs-wesen legte, das bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs Bestand hatte.

Globale Auswirkungen des Krieges: Lateinamerika

Ein weiteres Beispiel für die globalen Folgen des Krieges ist Lateinamerika, das sich am Krieg militärisch kaum beteiligte, auch wenn viele Länder der Region im Gefolge der USA in

den Krieg eintraten.²⁴ Eine der wichtigsten Folgen für Lateinamerika ergab sich daraus, dass sich durch den Krieg in Europa die globalen Kräfteverhältnisse veränderten. So wie Japan in Ostasien und im Pazifik mehr Handlungsfreiheit erhielt, so galt dies für die USA in der westlichen Hemisphäre. Als Schutz- und Polizeimacht hatten sich die USA in politisch-militärischer Hinsicht vor allem in Zentralamerika und der Karibik bereits vor dem Krieg fest etabliert. Das strategische Interesse der USA an ihrem so genannten „Hinterhof“ stieg mit der Eröffnung des Panamakanals am 15. August 1914 noch weiter an. Mit dem Argument des Schutzes des Kanals vor den Übergriffen der Kriegsparteien und angesichts des kriegsbedingten Ausfalls der Europäer konnten die Vereinigten Staaten ihren Anspruch als Hegemonialmacht der gesamten westlichen Hemisphäre nun offener und offensiver vertreten. So besetzten U.S. Marines 1915 Haiti, 1916 die Dominikanische Republik und 1917 Kuba. In diesen Staaten dauerte die US-amerikanische Präsenz weit über das Kriegsende hinaus an. Das galt auch für Nicaragua, wo die US-Amerikaner bereits 1912 einmarschiert waren. 1917, wenige Tage vor dem Kriegseintritt, kauften die Vereinigten Staaten die dänischen Jungferninseln. Auf friedlichem Weg war die US-Regierung unter Woodrow Wilson darüber hinaus darum bemüht, das seit den 1890er-Jahren geschaffene lose panamerikanische System aus wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen unter US-amerikanischer Führung auszubauen.

Einschneidend waren auch die wirtschaftlichen Folgen des Krieges in der Region. Für Lateinamerika brachte die Blocka-

24 Zum Folgenden insgesamt: Stefan Rinke, „Ein Drama der gesamten Menschheit“. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg“, *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 287–307; Ders., *Im Sog der Katastrophe. Lateinamerika und der Erste Weltkrieg* (Frankfurt/Main 2015); Olivier Compagnon, 1914–1918: The Death Throes of Civilization. The Elites of Latin America Face the First World War, in: Jenny MacLeod, Pierre Purseigle (Hgg.), *Uncovered Fields. Perspectives in First World War Studies* (Leiden 2004), 279–296; Olivier Compagnon, *L’adieu à l’Europe. L’Amérique latine e la Grande Guerra: Argentine et Brésil* (Paris 2013).

de die Unterbrechung der freien Handelsbeziehungen nach Europa und damit zu den für viele Länder der Region noch immer wichtigsten oder zweitwichtigsten Märkten. So waren etwa Lebensmittel nach den völkerrechtlichen Bestimmungen „eingeschränkte Konterbande“. Dies bedeutete, dass die britische Regierung von Fall zu Fall entschied, ob bestimmte Waren zu beschlagnahmen waren oder nicht. Ab November 1914 fiel auch Kaffee darunter, da, wie der costa-ricanische Gesandte in London feststellte, die großen deutschen Kaffeehändler vor allem in Guatemala und Venezuela getroffen werden sollten. Dies schuf Probleme für alle lateinamerikanischen Kaffeeexporteure. Die Proteste der amerikanischen Neutralen inklusive der Vereinigten Staaten gegen diese und ähnliche Maßnahmen verhallten jedoch ungehört.

Gezwungenermaßen mussten die Lateinamerikaner im Lauf des Kriegs ihre Geschäfte auf die Alliierten und auch einseitig auf die Ausfuhr kriegswichtiger Rohstoffe ausrichten. Diese Umstellung bereitete dem meist von wenigen oder gar nur einem einzigen Produkt abhängigen Exportsektor der lateinamerikanischen Länder massive Probleme. Hinzu kam, dass der Kapitalzufluss aus Europa zu einem abrupten Ende kam. Außerdem sanken die Importe überall so stark, dass Versorgungskrisen nicht ausblieben. Im Ersten Weltkrieg zeigte sich stärker denn je die Krisenanfälligkeit und Abhängigkeit der lateinamerikanischen Volkswirtschaften von Europa. Insgesamt betonten die Kommentare der führenden Politiker und der Presse immer wieder die Einbindung in einen globalen Kontext, der wenig Spielraum ließ.

Im Laufe des Jahres 1915 kam es jedoch im Exportsektor in einzelnen Ländern zu einer Erholung. Da die Preise der für die Alliierten kriegswichtigen Rohstoffe stiegen und die Einfuhren weit unter Vorkriegsniveau blieben, ergaben sich sogar vielfach positive Handelsbilanzen. Zinn aus Bolivien, Salpeter und Kupfer aus Chile und Peru, Weizen aus Argentinien, Fleisch aus Uruguay oder Zucker aus Kuba zählten zu den

stark nachgefragten Produkten. In einigen Ländern wirkte die Importkrise außerdem stimulierend auf die Importsubstituierung durch Industrialisierung und das vor allem dort, wo es bereits vor dem Krieg Ansätze dazu gegeben hatte.

Dennoch brachte der Krieg Probleme für die Arbeiterschaft in vielen Ländern der Region. Der Preisanstieg nahm in den Städten phasenweise erschreckende Ausmaße an, da auch Güter des Grundbedarfs wie etwa Brennstoffe zu den Importgütern zählten, die nun ausblieben. Auch die Preise für Lebensmittel schossen in die Höhe, wobei sogar Grundnahrungsmittel betroffen waren. Nicht ohne Grund beklagte die Presse den um sich greifenden Wucher und die Spekulation, die zu diesen Fehlentwicklungen beitrugen. Diese Entwicklungen sowie die wachsende Inflation, sinkende Reallöhne und phasenweise Massenarbeitslosigkeit führten vielerorts zum Anstieg von sozialen Spannungen, die sich jedoch aufgrund der Schwäche der Arbeiterbewegung vor 1917 kaum in größeren Streikaktionen niederschlug.

Eine der wichtigsten Folgen des Krieges war, dass sich auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Stellung der USA in der Region massiv verstärkte. Schon früh regte sich die Befürchtung, die Region könne wegen des Ausfalls Europas zur „Kriegsbeute“ der Nordamerikaner werden. Manche Zeitungen in Mexiko und Argentinien sagten schon im September 1914 eine regelrechte „kommerzielle Conquista“ voraus. In der Tat sahen die US-amerikanischen Unternehmen große Chancen durch den europäischen Krieg nicht zuletzt auch angesichts der Verbesserung der Reisemöglichkeiten durch den Panamakanal. Für zahlreiche Länder der Region wurden die Vereinigten Staaten im Krieg und durch den Krieg zum wichtigsten Außenhandelspartner und zur einzigen noch offenen Quelle von ausländischem Kapital.

So konnten sich denn auch viele lateinamerikanische Staaten dem Sog nicht entziehen, der vom Kriegseintritt der USA im April 1917 ausging. Allerdings entsprachen die Lateiname-

rikaner den Erwartungen der USA keineswegs in vollem Umfang, und es ergaben sich regionale Unterschiede. Die unter der US-amerikanischen militärischen und wirtschaftlichen Kontrolle stehenden Staaten Kuba und Panama erklärten Deutschland prompt ebenfalls den Krieg. Guatemala, Honduras, Nicaragua, die Dominikanische Republik und Haiti brachen zunächst die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich ab und erklärten erst im Lauf des Jahres 1918 den Krieg. Dies galt auch für Costa Rica, wo die 1917 durch einen Umsturz an die Macht gekommene Regierung Federico Tinocos hoffte, auf diese Weise die diplomatische Anerkennung durch die Vereinigten Staaten zu erlangen. Nur El Salvador, dessen Regierung über die US-amerikanische Vermittlung in der Grenzfrage mit Nicaragua verstimmt war, wahrte seine Neutralität. Die Reaktionen in Südamerika waren zurückhaltender als in Mittelamerika. Zwar brachen Bolivien, Brasilien, Ecuador, Peru und Uruguay noch im Lauf des Jahres 1917 die Beziehungen zu Deutschland ab, weil es mehr oder weniger direkte Probleme durch den deutschen U-Boot-Krieg gab, doch trat zunächst keines dieser Länder in den Krieg ein. Sieben weitere Staaten, darunter Argentinien, Chile und Mexiko, blieben bis Kriegsende neutral. Die Lage änderte sich erst im Oktober 1917, als die Regierung in Rio de Janeiro nach der wiederholten Torpedierung brasilianischer Schiffe dem Deutschen Reich den Krieg erklärte und sich damit erstmals ein lateinamerikanischer Staat offiziell an einem bewaffneten Konflikt außerhalb Amerikas beteiligte. Insgesamt lassen sich drei Motive für den Kriegsbeitritt ausmachen: erstens die wirtschaftliche Zwangslage, zweitens der politische Druck der Vereinigten Staaten und drittens die Auswirkungen des deutschen U-Boot-Kriegs. Auf der anderen Seite war die Entscheidung die Neutralität aufrechtzuerhalten meist auf einen Gegensatz zu den Vereinigten Staaten und die größere Selbständigkeit der betreffenden Regierungen oder die schlichte Abwesenheit eines Kriegsanlasses zurückzuführen.

Der direkte Beitrag der lateinamerikanischen Kriegsteilnehmer war alles andere als kriegsentscheidend. Zahlreiche Kubaner meldeten sich freiwillig für die Armee der Vereinigten Staaten. Nur Brasilien entsandte 1918 neben einer Sanitätsmission auch Marineverbände nach Europa, die aber zu spät kamen, um noch in die Kämpfe einzugreifen. Vielerorts kam es aber zu Zwangsmaßnahmen gegen deutsche Staatsangehörige und deutsches Eigentum. Außerdem brachten die Kriegserklärungen eine neue Dimension in die Beziehungen zwischen Lateinamerika und Europa. Zumindest theoretisch waren die kriegführenden Länder nun gleichberechtigte Partner der Alliierten im Kampf gegen die Mittelmächte.

Der Erste Weltkrieg hatte aber auch tiefgreifende mediale und mentale Auswirkungen in Lateinamerika. Der Krieg war auch in dieser Weltregion das dominante Thema der Medien. Lateinamerika nahm ähnlich wie Japan medial stark am Krieg teil. Dabei sind vor allem zwei Entwicklungen zu beobachten. Zum einen wandelte sich das Bild Europas grundlegend. Europa verlor den Nimbus des überlegenen und bewunderten Zentrums der Welt und des Fortschritts, erschien nun als alt und verbraucht. Schlimmer noch: Europa wurde nun Verrat an der Zivilisation und Rückfall in die Barbarei vorgeworfen, wozu der von beiden Seiten betriebene Propagandakrieg, in dem jeweils der anderen Seite fundamentale Werte wie Kultur und Zivilisation abgesprochen wurde, erheblich beitrug. Zum anderen polarisierte sich die öffentliche Meinung aber auch bald. Dabei neigten die Sympathien der Meinungsmacher mit der Zeit immer stärker der Entente zu. Das lag nicht zuletzt daran, dass die Alliierten mit ihren Nachrichtenagenturen Reuters und Havas während des Kriegs in der Region praktisch ein Monopol über die Berichterstattung innehatten. Wichtige Faktoren waren auch der deutsche Überfall auf das neutrale Belgien und die dort von den Deutschen begangenen Verbrechen und der deutsche U-Boot-Krieg, der nicht nur die Interessen, sondern auch das Gerechtigkeitsempfinden der

Lateinamerikaner verletzte. Hinzu kamen die traditionellen Sympathien der lateinamerikanischen Eliten für Frankreich, das viele zu Reisen oder Studienaufenthalten besucht hatten. So riefen viele Intellektuelle zur Solidarität mit Frankreich auf, oft unter Berufung auf die gemeinsame ‚lateinische Abstammung‘ (race latine). Die Haltungen gegenüber den anderen Alliierten blieben dagegen eher zurückhaltend, vor allem gegenüber Russland. Auf der anderen Seite standen vor allem die in Lateinamerika lebenden Deutschen oder Deutschstämmigen.

Die Abwertung Europas führte zu einer Neubewertung des Eigenen und gab nationalistischen Kräften Auftrieb. Viele Intellektuelle sahen den Krieg als eine willkommene ‚Lehrstunde‘, um sich auf das eigene Land zu besinnen, wie es der argentinische Zoologe Clemente Onelli ausdrückte. „Vor allem in Mexiko“, so Stefan Rinke, „wies man darauf hin, dass die Gewaltausbrüche im so bewunderten Europa denen in der eigenen Region nicht nur in nichts nachstünden, sondern diese sogar noch überträfen.“ Hier konnte man im September 1914 in der Zeitschrift „El Democrata“ die ironische Bemerkung lesen, dass man Gott sei Dank in Lateinamerika noch nicht so weit entwickelt sei wie in Europa.²⁵ Diese Besinnung auf das Eigene ging mit einem Legitimitätsverlust der herrschenden Oligarchien einher, die das europäische Modell im 19. Jahrhundert zum Ziel der lateinamerikanischen Entwicklung erklärt hatten, dieses Versprechen jedoch nicht hatten einlösen können. Kritik an diesem Entwicklungsmodell, die wirkliche Eigenständigkeit, Gleichberechtigung und Souveränität im internationalen System und die Suche nach dem Authentischen und Eigenen betonte, war schon um die Jahrhundertwende aufgekommen (etwa bei dem Kubaner Martí oder dem Uruguayer Rodó, bei José Vasconcelos und Antonio Caso in

25 Stefan Rinke: ‚Ein Drama der gesamten Menschheit‘. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014), 287–307, hier 302.

Mexiko, bei Francisco García Calderón in Peru, Raimundo de Fariás Brito in Brasilien und Tancredo Pinochet in Chile). Sie erhielt im Krieg nun eine enorme Dynamik und Breitenwirkung. Dazu zählte auch die Zielvorstellung, sich aus der Abhängigkeit von den europäischen Märkten und ausländischen Monopolen zu lösen. Die Forderung, es den europäischen Mächten gleichzutun und den Handelsaustausch mit den regionalen Nachbarn zu intensivieren, ließ sich aufgrund der ökonomischen Zwänge aber kaum umsetzen.

Diese Entwicklung verband sich in vielen Ländern mit einer tiefgreifenden Politisierung. Sie wurde durch die Auseinandersetzungen zwischen Anhängern der Alliierten und der Mittelmächte gefördert. Zu ihnen kam es vor allem dort kam, dort, wo in größerem Umfang Einwanderer aus den kriegführenden Staaten lebten wie in Chile, Argentinien und Brasilien. Die Konfrontationen beschränkten sich jedoch keineswegs nur auf Angehörige nationaler Minderheiten. Nach dem Kriegseintritt der lateinamerikanischen Staaten 1917 erfuhr die Politisierung aufgrund des deutschen U-Boot-Kriegs und im Zusammenhang mit der Propagandaoffensive der Alliierten einen weiteren Schub. Die Mobilisierung der Massen vor allem in den Städten nahm ungekannte Ausmaße an und gewaltsame Übergriffe auf Einrichtungen der deutschen Minderheiten häuften sich.

Auch das untergrub die Legitimität der regierenden Oligarchien, zumal ihre Abhängigkeit vom Ausland im Krieg überdeutlich wurde und die sozialen Probleme im Innern zunahmen. Daher war es kein Wunder, dass die reformorientierten Kräfte Lateinamerikas im Krieg ihre Aktivitäten intensivierten. Insbesondere die akademisch gebildeten städtischen Mittelschichten traten nun verstärkt mit dem Anspruch an, im Namen der Nation gesellschaftliche Reformen voranzutreiben. Manche organisierten sich in neuen nationalistischen Parteien. Andere engagierten sich in Gruppierungen, die zum Beispiel für die Rechte der indigenen Bevölkerung oder der Arbeiter

eintraten. Meist handelte es sich um Aktionsbündnisse oder Bewegungen, bei denen sich nationalistische Überzeugungen und Reformentwürfe mit dem Anspruch der Modernisierung auf eigenständigen Pfaden paarten.

Auch die Frauenrechtsbewegungen gewannen in diesem Kontext an Fahrt. Das konnten sie unter anderem deshalb, weil das Bild der Frau während des Krieges eine neue Dimension gewann. Die lateinamerikanische Spezifik liegt hier vor allem darin, dass auch die in den Krieg eintretenden Staaten der Region in der Regel nur indirekt durch Spenden und Nachschubsicherung am Krieg beteiligt waren. Daher konnte man auf das klassische Bild des Mannes als Krieger nicht zurückgreifen. Umso wichtiger wurden die Frauen. So wurden häufig Bilder von militarisierten Frauen zum Symbol des Kriegsbeitrags der eigenen Nation verwendet, Bilder von weißen Frauen, die im Roten Kreuz Dienst taten oder in soldatischer Pose, die Nationalflagge schwenkend, als Symbol einer idealisierten, ethnisch einheitlichen Nation vorgeführt wurden.

Wichtig ist ferner die organisierte Arbeiterschaft, denn der Erste Weltkrieg brachte in ganz Lateinamerika eine starke Zunahme des Protestpotenzials und zwar nicht nur wegen interner Entwicklungen, sondern auch aus einer transnationalen, medial vermittelten Dynamiken heraus. So wurde die Russische Revolution in der Arbeiterpresse mit größtem Interesse verfolgt und auf öffentlichen Kundgebungen beispielsweise an den Maifeiertagen in den Jahren 1917 und 1918 jubelt. Die Arbeiter gingen ab 1917 in den Städten und auf dem Land vielerorts zu einer kämpferischen Vertretung ihrer Interessen über. Vielerorts flammten Streiks auf, wobei es sich nicht nur um die Reaktion auf Hungerkrisen, sondern auch um politische Streiks mit dem Ziel der Verkürzung der Arbeitszeit oder des Schutzes des Streikrechts handelte. Ein weiteres Beispiel für die politische Mobilisierung, die die Hegemonie der liberalen Oligarchien unterminierte, ist die

Studentenbewegung, die sich seit Anfang 1918 vom argentinischen Córdoba aus nach Peru und Chile verbreitete. Auch ihre Dynamik ist nicht ohne den Krieg und die, wenn auch nur mittelbare, Kriegserfahrung der jungen Generation zu verstehen, denn ihre Programmatik ist durchsetzt von der Absage an europäische Konventionen und Modelle, von der Rhetorik der Reform und des nationalen Aufbruchs und von der Idee der besonderen Zukunftsfähigkeit Lateinamerikas angesichts der europäischen Katastrophe, die aber eben auch ein globales Ereignis war, wie dieses Beispiel erneut zeigt.

Bibliographie

Aksakal, Mustafa. *The Ottoman Road to War: The Ottoman Empire and the First World War*. Cambridge 2008.

Aldrich, Robert & Hilliard, Christopher. „The French and British Empires“. In: John Horne (Hg.). *A Companion to World War I*. Oxford 2010. S. 524–539.

Balderston, Theo. „Industrial Mobilization and War Economics“. In: John Horne (Hg.). *A Companion to World War I*. Oxford 2010. S. 217–233.

Compagnon, Olivier. „1914–1918: The Death Throes of Civilization. The Elites of Latin America Face the First World War“. In: Jenny MacLeod & Pierre Purseigle (Hgg.). *Uncovered Fields. Perspectives in First World War Studies*. Leiden 2004. S. 279–296.

Compagnon, Olivier. *L’adieu à l’Europe. L’Amérique latine e la Grande Guerra: Argentine et Brésil*. Paris 2013.

Daniel, Ute u.a. (Hgg.), 1914–1918-online. International Encyclopedia of the First World War (issued by Freie Universität Berlin 2014-10-08 (<http://encyclopedia.1914-1918-online.net>)).

Dickinson, Frederick R. War and National Reinvention: Japan in the Great War. Boston/Mass. 2010.

Förster, Stig. Vom europäischen Krieg zum Weltkrieg. In: Gerhard Hirschfeld et al. (Hgg.). Enzyklopädie Erster Weltkrieg. S. 242–248.

Hamilton, Richard F. & Herwig, Holger H. World Wars: Definitions and Causes. In: Dies. (Hgg.). The Origins of World War I. Oxford 2003. S. 1–44.

Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hgg.). Enzyklopädie Erster Weltkrieg. Paderborn 2009.

Horne, John (Hg.). A Companion to World War I. Oxford 2010.

Janz, Oliver. 14. Der große Krieg. Frankfurt/Main 2013.

Killingray, David. „The War in Africa“. In: John Horne (Hg.). A Companion to World War I. Oxford 2010. S. 112–126.

Manela, Erez. „Imagining Woodrow Wilson in Asia. Dreams of East-West Harmony and the Revolt against Empire in 1919“. American Historical Review 111 (2006). S. 1327–1351.

Manela, Erez, *The Wilsonian Moment. Self-Determination and the International Origins of Anticolonial Nationalism.* Oxford 2007.

Nasson, Bill. *Springbocks on the Somme. South Africa in the Great War 1914–1918.* Johannesburg 2007.

Omissi, David. „Europe Through Indian Eyes: Indian Soldiers Encounter England and France, 1914–1918“. *English Historical Review* 122 (2007). S. 371–396.

Paice, Edward. *World War I: The African Front.* New York 2008.

Rinke, Stefan. „'Ein Drama der gesamten Menschheit'. Lateinamerikanische Perspektiven auf den Ersten Weltkrieg'. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 287–307.

Rinke, Stefan. *Im Sog der Katastrophe. Lateinamerika und der Erste Weltkrieg.* Frankfurt/Main 2015.

Rosenberg, Emily S. (Hg.). *1870–1945. Weltmärkte und Weltkriege.* München 2012.

Schmidt, Jan. „Der Erste Weltkrieg als vermittelte Kriegserfahrung in Japan. Mediale Aneignungen und Studien durch Militär und Ministerialbürokratie“. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 239–265.

Strachan, Hew. *Der Erste Weltkrieg.* München 2004.

Strachan, Hew. „The First World War as a Global War“. *First World War Studies* 1 (2010). S. 3–14.

Tooze, Adam & Fertik, Ted. „The World Economy and the Great War“. *Geschichte und Gesellschaft* 40 (2014). S. 214–238.

Winter, Jay (Hg.). *The Cambridge History of the First World War*. 3 Bde. Cambridge 2014.

Xu, Guoqi. *China and the Great War. China's Pursuit of a New National Identity and Internationalization*. Cambridge 2005.

Xu, Guoqi. *Strangers on the Western Front. Chinese Workers in the Great War*. Cambridge 2011.

Xu, Guoqi. „The Great War and China's Military Expedition Plan“. *Journal of Military History* 72 (2008). S. 105–140.

Zimmerer, Jürgen. „Kolonialkrieg“. In: Hirschfeld, Gerhard u.a. (Hgg.). *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*. Paderborn 2009. S. 617–620.

Zürcher, Erik Jan. „What Was Different About the Ottoman War?“ *Pera Blätter* 27. Bonn 2014.

Bisher erschienene Pera-Blätter

- Nr. 1 VORHOFF, Karin: Die Aleviten – eine Glaubensgemeinschaft in Anatolien. 1995.
- Nr. 2 SCHÖNIG, Claus: Von Hunnen, Türken und Mongolen. Eine vorgeschlagene Periodisierung der türkischen Geschichte. 1994.
- Nr. 3 NEUWIRTH, Angelika: Zur Symbolik des Islam. Neue Überlegungen zur Gebetsrichtung. 1995.
- Nr. 4 HÖFERT, Almut: Das Fremde durch die Brille des Eigenen. Das mittelalterliche Erbe im europäischen Türkenbild der Renaissance. 1995.
- Nr. 5 BERG, Andrea: Baschkirien und Tatarstan im Spiegel der türkischen Presse. 1996.
- Nr. 6 SCHÖNIG, Hanne: Feudalistisch organisierte Nomaden im Wandel der Zeit: Die Tuareg in Südostalgerien. 1996.
- Nr. 7 DRESSLER, Markus: Vom Ulu Önder zum Mehdi – Zur Darstellung Mustafa Kemals in den alevitischen Zeitschriften Cem und Nefes. 1996.
- Nr. 8 BERGER, Albrecht: Minderheiten und Ausländer im byzantinischen Konstantinopel. 1996.

- Nr. 9 DALITZ, Renée: *The Sewing Machine and the Car. A critical Introduction to Western Feminist Theories of Knowledge.* 1996.
- Nr. 10 PUSCH, Barbara: *Die Umweltdiskussion bei muslimischen Intellektuellen und radikalen Grünen in der Türkei.* 1996.
- Nr. 11 PFEIFFER, Judith: *Twelver Shi'ism as State Religion in Mongol Iran: An Abortive Attempt, Recorded and Remembered.* 1996.
- Nr. 12 WILD, Stefan: *Türken, Araber und Deutsche. Bemerkungen zur Entstehung und Bewertung von Völkerfreundschaften. (Deutsch-türkische Ausgabe).* 1991.
- Nr. 13 BUCHNER, Roswitha: *Die Fotografenfirmen Sebah und Joaillier. Das Bild Istanbuls im 19. Jahrhundert.* 1997.
- Nr. 14 *Istanbul-Miniaturen. Zusammengestellt und übersetzt von Klaus-Detlev Wanning. Türkisch-deutsche Ausgabe anlässlich des 10jährigen Bestehens der Abteilung Istanbul des Orient-Instituts der DMG.* 1997.
- Nr. 15 LIER, Thomas; PREISLER, Holger; SCHUBERT, Gudrun: *Hellmut Ritter und die DMG in Istanbul. Herausgegeben anlässlich des 10jährigen Bestehens der Abteilung Istanbul des Orient-Instituts der DMG.* 1997.

- Nr. 16 YEŞİLADA, Karin: Die geschundene Suleika – Das Eigenbild der Türkei in der deutschsprachigen Literatur türkischer Autorinnen. 2000.
- Nr. 17 AYGEN, Zeynep: Vom Stadtrand zum innerstädtischen Verfall – Kreuzberg in Berlin-Zeyrek in Istanbul. 2000.
- Nr. 18 MOTIKA, Raoul: Entwicklungstendenzen des Islam in Tatarstan. 2002.
- Nr. 19 GESER, Marcel: Geschichte des deutschen Kindergartens Istanbul. 2007.
- Nr. 20 MOMMSEN, Katharina: Goethe's Relationship to the Turks as Mirrored in his Works. 2011.
- Nr. 21 SCHARLIPP, Wolfgang-Ekkehard: Sherlock Holmes und Mike Hammer in der Türkei. Genre und Subgenre in der türkischen Kriminalliteratur. 2011.
- Nr. 22 ÖZAKTÜRK, Hülya: Ehrenmorde in der Türkei. 2012.
- Nr. 23 JOPPIEN, Charlotte (Hg.), KAMP, Kristina und SCHULZ, Ludwig: Zehn Jahre AKP – Eine Retrospektive auf Außen-, Innen- und Kommunalpolitik. 2012.
- Nr. 24 LAUT, Jens Peter: Was ist Turkologie? Überlegungen zu einem sogenannten Orchideenfach. 2013.

- Nr. 25 KRUMEICH, Gerd: Vom Krieg der Großmächte zur Katastrophe Europas. 2014.
- Nr. 26 GLASSEN, Erika: Die phonetische und semantische Emanzipation der arabischen Lehnwörter *huzur*, *hüzün* und *sohbet* im Osmanischen und ihre mentalitätshistorische Bedeutung. 2014.
- Nr. 27 ZÜRCHER, Erik Jan: What was different about the Ottoman war? 2014.
- Nr. 28 PUSCH, Barbara und SPLITT, Julia (Hg.): 50 Jahre deutsch-türkische Migrationsforschung: Ein autobiografischer Rückblick von Prof. Dr. NERMIN ABADAN-UNAT. 2014.
- Nr. 29 WINTER, Jay: The trans-national history of the Great War. 2015.
- Nr. 30 URSINUS, Michael: Sarajevo, an Ottoman City of Many Names and Disputed History. 2015.